

Elternschaft

In diesem Puzzleteil geben wir euch zwei Möglichkeiten, in welcher Reihenfolge ihr vorgehen könnt. Entweder ihr fangt erst einmal mit ein paar Selbstreflexionsfragen und anschließendem Gespräch an. Oder ihr lest zuerst einen Text aus der Textsammlung zu Elternschaft und besprecht ihn. Für den Text „Väter und ihre Ausreden“ haben wir spezielle Auswertungsfragen ausgearbeitet. Ihr könnt es natürlich auch ganz anders machen.

Erste Variante	Zweite Variante
Check-in (ca. 15 min)	
„Gesuch für Hausprojekt“ lesen und kurz bereden	
Einzelarbeit zu Selbstreflexionsfragen (ca. 20 min)	Auswahl und Lesen eines Textes (ca. 30 min)
Gruppenaustausch zur Selbstreflexion (ca. 60 min)	Bearbeitung der allgemeinen Fragen zum Text (ca. 40 min)
Auswahl und Lesen eines Textes (ca. 30min)	Einzelarbeit zu Selbstreflexionsfragen (ca. 20 min)
Bearbeitung der allgemeinen Fragen zum Text (ca. 40 min)	Gruppenaustausch zur Selbstreflexion (ca. 60 min)
Check-Out (ca. 15 min)	

Check-In

- Wie geht's mir gerade?
- Warum möchte ich dieses PT machen?
- Über was möchte ich reden?
- Über was möchte ich nicht reden?

Gesuch für Hausprojekt⁴

Hallo an alle,

wir, zwei Erwachsene und ein Kind (1,5 J.), suchen ab sofort ein bis zwei Zimmer in einem Hausprojekt in Leipzig. Wir leben in Halle (Saale) in einem Hausprojekt und unsere Suche bisher war leider nicht sehr erfolgreich...

Wir sehen uns damit konfrontiert, dass ein Leben mit Kind als unmöglich, zu gefährlich oder kompliziert, nervig oder unpassend gesehen wird. Aber wir wollen weiterhin politisch aktiv sein und gleichzeitig in einer Gemeinschaft leben, in der man Probleme gemeinsam anpackt. Wir hoffen, als Personen gesehen zu werden, die sich im Hausprojekt einbringen, Teil einer Selbstorganisation sein können, und wollen und gern Küfas, Infoveranstaltungen und Konzerte organisieren. Wir sind aktiv in antirassistischen und feministischen Gruppen und unser Kind ist immer mit dabei.

Wir hoffen auf ein aufgeschlossenes Hausprojekt und auf Leute, die uns kennenlernen wollen. Wir kommen gern mal vorbei um uns vorzustellen! Meldet euch gern unter xxx@xxx.de

Viele Grüße

L.

4 <https://linkslebenmitkindern.org/2018/07/30/gesuch-fuer-hausprojekt/>

Das Gesuch ging im August 2018 über einen Emailverteiler in einer größeren Stadt in Deutschland. L. hat uns erlaubt, dieses Gesuch hier zu nutzen.

Selbstreflexionsfragen zu Elternschaft

1. Wie stehst du zum Thema Elternschaft?
2. Möchtest du mal Verantwortung für ein Kind übernehmen oder machst du das schon? Warum (nicht)?
3. Wie würde dies ablaufen? Wie läuft es ab?
4. Wie würde sich die Arbeitsverteilung (Lohnarbeit, Care-Arbeit) gestalten_organisieren? Wie gestaltest_organisierst du sie schon?
5. Wie war deine Kindheit_Jugend in Bezug auf deine Eltern oder erwachsene Bezugspersonen?
6. Was würdest du so machen wie sie oder gar nicht so machen? Was machst du so wie sie oder was machst du gar nicht so?
7. Würdest du dich als Mutter_Vater_? sehen oder so angesprochen werden wollen? Siehst du dich als Mutter_Vater_? oder wirst du so angesprochen?
8. Glaubst du, dass hetero-cis-Elternschaft etwas von queerer Elternschaft lernen kann? Was (nicht)?
9. Welche Erwartungen, Verpflichtungen und (Geschlechter-) Bilder hängen damit zusammen?
10. Wie sehen deine Ängste, Utopien und Bedürfnisse das Thema betreffend aus?
 - Wie sieht deine Utopie (abseits) von (Wahl-) Familie_Elternschaft ohne Heteronormativität, kapitalistische und staatliche Zwänge etc. aus? Was kannst du davon schon jetzt umsetzen und was nicht?

11. Was für Fragen hast du noch zu dem Thema? Worüber würdest du dich gerne austauschen?

Allgemeine Fragen zum von euch gewählten Text

1. Gibt es Verständnisfragen?
2. Welche Punkte findest du interessant? In welchen hast du dich (nicht) wiedergefunden?
3. Bei welchen Punkte fühlst du dich ertappt? Wie fühlt sich das an?
4. Wie gehst du mit den geschilderten Situationen um?
5. Wie würdest du gerne mit den geschilderten Situationen umgehen?
6. Was haben die beschriebenen Situationen mit Männlich*keiten_Weiblich*keiten zu tun?
7. Was verändert sich in deinem Blick auf Elternschaft durch den Text?
8. Hast du Ideen für (persönliche) Veränderungen?

Am Ende

- Wie geht's dir jetzt nach der Auseinandersetzung mit diesem Text und den dazugehörigen Fragen?
- Was nimmst du für dich mit?

Textsammlung

(pro_feministische) Vaterschaft

- Thomas Kutschbach: Papaladen Berlin: Die coolen Väter aus Prenzlauer Berg
- als Reaktion im Anschluss: Jochen König: „Immer locker, immer entspannt“ unter Vätern

- Jochen König: Väter und ihre Ausreden
- Jochen König: Feministische Vaterschaft?!
- „Familienleben“ aus: Hans-Curt Flemming u.a.: „Eckart weiß nicht, dass er schön ist...“ (S. 154-157)

Linker Umgang mit Kindern/Kleinfamilien

- Fabian Lehr: Ich möchte niemals Kinder bekommen
- Sarah Diehl : Ich möchte keine Kinder - bitte akzeptiert das!
- Nicola: Linke Freiheit macht Kleinfamilien!
- Paul: I don't care!
- Viola: Über Verbindlichkeit, Hedonismus und verbindlichen Hedonismus

Berichte Co-Elternschaft

- Eva und Anna: Co-Mütter werden
- Viola: Mama, Papa, Momo
- Ana: Warum noch eine Mutter für meine Kinder eine große Bereicherung ist...
- Sandra und Lucas: Babyfon an Theorie: „Hier soweit alles in Ordnung!“

Fragen zum Text „Väter und ihre Ausreden“

Im Text heißt es, es wäre spannend, darüber nachzudenken, wie es sich mit dem Kinderwunsch von Menschen verhält.

- Wie ist es bei dir?
- Hast du (k)einen Kinderwunsch und mit was, denkst du, hat dieser/das etwas zu tun?

Zusatzfragen:

- Wie ist es mit dem Wunsch, (k)eine primäre Bezugsperson für ein Kind zu werden?
- Wie ist es mit dem Wunsch, (k)ein Kind zu bekommen?
- Wie ist es mit der Angst, ungewollt eine Schwangerschaft „auszulösen“?

Zusatzfragen:

- Welche Rolle spielt deine eigene (angenommene) Zeugungsfähigkeit für deine Geschlechtsidentität und Sexualität?
- Welche hat sie gespielt? Hat/hatte das z.B. Auswirkungen darauf, wie du verhütet/verhütet hast?

Im Text geht es viel um Care-Arbeit und den „gate-keeping Mythos“.

- Wie ist dein Verhältnis zu Care-Arbeit?
- Wie viel (un)sichtbare Care-Arbeit übernimmst du? Wie viel Verantwortung übernimmst du unbewusst dafür?
- Wie war das in deiner Kindheit/deiner Jugend?
- Bist du viel „in die Pflicht“ genommen worden, was Sorgearbeit angeht, oder eher nicht?

Im Text wird kurz das Vorurteil angesprochen, die Familie mache auch Linksradikale quasi automatisch zu konservativen Familienmenschen. Andererseits wird der Linken auch gern Kinder- und Familienfeindlichkeit vorgeworfen.

- Wie stellt sich das für dich dar?
- Haben diese Einstellungen ihre Berechtigung oder nicht?
- Welche Gründe haben diese Vorurteile und Vorwürfe?
- Wie könnte (auch kollektiv) für ein anderes Verhältnis der Linken zu Kindern und Familie gestritten werden?

Check-Out

- Wie geht's mir jetzt?
- Was nehme ich aus dem PT mit?

Papaladen Berlin: Die coolen Väter aus Prenzlauer Berg

<https://www.berliner-zeitung.de/berlin/papaladen-berlin-die-coolen-vaeter-aus-prenzlauer-berg-24940714>

19.10.2016

von Thomas Kutschbach

Ja, man sieht sie manchmal rund um die Kastanienallee, am Kollwitzplatz, oder im nahen Weinbergspark: Kinderwagen schiebende Männer mit grauem, schütterem Haar und Wohlstandsbauch. Die späten Väter aus Prenzlauer Berg. So nennt sie mein Kollege Stefan Strauß und wundert sich, wie lustlos sie mit ihrem Nachwuchs umgehen.

Das Bild passt irgendwie gut ins Klischee eines durchgentrifzierten Stadtteils, in dem nur noch Menschen zu leben scheinen, die erst Karriere machen und danach erst Kinder.

Oftmals eine emotionale Achterbahnfahrt

Mein Eindruck von Vätern aus Prenzlauer Berg und den umliegenden Kiezen ist trotzdem ein anderer. Erst vor wenigen Tagen bin ich selbst aus meiner Elternzeit zurückgekehrt. Sechs Monate Vollzeit-Babybetreuung waren stressig und wunderschön zugleich. Oftmals eine emotionale Achterbahnfahrt. Auf jeden Fall eine unvergessliche Zeit.

Großen Anteil daran hatten meine Besuche im Papaladen Berlin und die anderen Väter, die ich dort getroffen habe. Die coolen Väter aus Prenzlauer Berg könnte man sagen. Dabei kommen sie aus allen Ecken Berlins hierher.

Beim Papa-Café ist der Kaffee schwarz

Jeden Donnerstag um zehn treffen sich in der Marienburger Straße Väter aus Prenzlauer Berg und Umgebung zum Papa-Café. Die Atmosphäre ist locker, die Besucher lustig, der Ablauf immer gleich. Papa kommt rein, wirft seinen Nachwuchs auf die Spielzeug-Matratzen und holt sich nach oftmals schlafarmer Nacht erstmal einen Kaffee. Vielleicht trinken Prenzlberg-Muttis tatsächlich gern Latte Macchiato, beim Papa-Café ist der Kaffee schwarz. Auf die Stullen kommt Käse statt Kichererbsenpaste und Schinken statt Saitan.

Die Väter sind Anfang bis Mitte 30 und haben noch überwiegend volles Haar. Ihre Smartphones bleiben in der Tasche. Warum auch dienstliche E-Mails schreiben? Mann ist hier in Elternzeit und kann sich voller Hingabe auf die Kinder konzentrieren. Die sind meist zwischen sechs Monaten und anderthalb Jahren alt und krabbeln zwischen Autos, Holzspielzeug, Tischkicker und Mini-Rutsche hin und her. Die Papas hinterher.

Da in dem Alter noch nicht so viel getobt wird, bleibt Zeit zum Quatschen. Über Champions-League-Spiele und Kitaplatzsuche, Babybrei und Musikfestivals. Immer locker, immer entspannt. „Wir waren vorhin impfen. Ich hab' dem Arzt gesagt: Ich brauche das Kind scheckheftgepflegt zurück“, so in etwa.

Über gewöhnliche Mutti-Krabbelgruppen wird gern geschmunzelt. Ein Mann erzählt von balinesischen Kinderliedern, die auf einmal angestimmt wurden. Die Krabbelgruppe hat er nie wieder besucht. Dafür immer wieder den Papaladen. Schön, dass es ihn gibt.

„Immer locker, immer entspannt“ unter Vätern

<https://jochenkoenig.net/2016/10/20/immer-locker-immer-entspannt-unter-vaetern/>

20. Oktober 2016

von Jochen König

Gestern erschien ein [Artikel über den Papaladen](#) im Prenzlauer Berg. Ich habe mich sehr über den Artikel geärgert und an unterschiedlichen Stellen [kontrovers diskutiert](#). Einige Punkte, die ich in den Diskussionen vertreten habe, möchte ich hier nochmal zusammentragen und ausführen.

Thomas Kutschbach schreibt in seinem Artikel in der Onlineausgabe der Berliner Zeitung, wie schön es sei, dass es den Papaladen gäbe. Die Väter dort seien so locker, dass es ihm gar nicht reicht, das nur einmal im Text zu erwähnen. „Die Atmosphäre ist locker“ und überhaupt, die Gespräche seien vor allem eines, „Immer locker, immer entspannt“. Oder wie es der [Spiegel](#) vor einiger Zeit formulierte: Wenn Väter sich um ihre Kinder kümmern, dann gibt es „kein Lärm, kein Quengeln, kein Gezeter“.

Wie oft muss die eigene vermeintliche Lockerheit eigentlich betont werden, bis auch die Letzte merkt, dass es sich dabei eher um ein vor sich her getragenes Mantra handelt, denn um tatsächliche Lockerheit?

Erklärte Zielgruppe des Papaladens sind alle Berliner Väter. In der Realität trifft sich dort jedoch laut Evaluation der Senatsverwaltung überwiegend folgende Gruppe: Gut verdienende Väter mit Hochschulabschluss und ohne Migrationshintergrund, die irgendwann zwischen dem sechsten und zwölften Lebensmonat des eigenen Kindes in Elternzeit sind und daraus ein gleichberechtigtes Geschlechterverständnis ableiten.

In der Praxis halten diese Väter die gleiche Aufteilung der Sorgearbeit dann doch nicht ganz durch. Schließlich handelt es sich bei den Vätern im Papaladen ungefähr um die Gruppe von Vätern, über die Sarah Speck anhand einer an der TU Darmstadt durchgeführten Studie [schreibt](#): „In der coolen Attitude der jungen Männer erscheint ein klassisches Männlichkeitsmuster im neuen Gewand.“

Völlig vergessen wird bei aller erzwungenen Lockerheit auch, dass diese nur aufrecht erhalten werden kann, wenn die Mutter weiterhin die Hauptlast der Familienarbeit trägt und sie dem Vater den Rücken frei hält, entspannt und locker über Fußball und Musikfestivals zu plaudern.

Aber sind Mütter und Väter nicht einfach unterschiedlich und benötigen deshalb eine unterschiedliche Ansprache? Im Papaladen gäbe es schwarzen Kaffee statt Latte Macchiato, Käse statt Kichererbsenpaste, Schinken statt Seitan und eine Krabbelgruppe mit Carrera Bahn und Tischkicker statt einer Krabbelgruppe mit Müttern und balinesischen Kinderliedern. Oder wie es der Papaladen eine Zeit lang selbst auf seiner Homepage ausdrückte: „Vater sein, Mann bleiben“

Was ist schon dagegen zu sagen, wenn echte Männer auch als Väter noch echtes Fleisch essen wollen?

Welches Männlichkeitsbild liegt dieser Herangehensweise zugrunde? Mal völlig abgesehen davon, dass so getan wird, als könnten mit diesem einseitigen Männlichkeitsbild alle Väter angesprochen werden (Ich fühle mich nicht angesprochen, trinke keinen schwarzen Kaffee, esse keinen Schinken und spiele weder mit der Carrera Bahn noch mit dem Tischkicker) und dass diese Unterschiede zu großen Teilen erst aus der unterschiedlich verteilten Verantwortung resultieren, funktioniert diese Konstruktion von eigener lockerer Männlichkeit nur durch Abwertung von Müttern mit ihrer uncoolen Unentspanntheit.

Väter können nicht einfach nur Väter sein. Eine Einsortierung unter andere Menschen mit Sorgaufgaben führt regelrecht zu [Wut](#). Immer wieder muss die eigene Besonderheit und die

Andersartigkeit in Abgrenzung zu Müttern betont werden. Das Mutterbild unter Vätern ist so schlecht, dass Väter sehr genau darauf achten, auf keinen Fall mit Müttern verwechselt werden zu können. Als sei es das Schlimmste, das einem Vater passieren könne, in die Nähe von Müttern gerückt zu werden.

So lange sich Orte wie der Papaladen im Mario-Barth-Style auf eine solch klischeebeladene Art und Weise auf Vaterschaft und Männlichkeit beziehen und dabei Mutterschaft abwehren und abwerten, werden es Orte bleiben, die im Kern nicht für neue Bilder von Männlichkeit stehen, sondern vielmehr traditionelle problematische Männlichkeitsbilder erhalten und fördern, seien sie auch garniert mit dem neuen Gewand von einzelnen Vätermomaten.

Väter und ihre Ausreden

<https://phase-zwei.org/hefte/artikel/vaeter-und-ihre-ausreden-505/>

Nr. 49

von Jochen König

Eine Kritik am Umgang von Vätern mit ihren Handlungsoptionen

Spätestens seit den siebziger Jahren versuchen feministische Theoretikerinnen die strikte Trennung zwischen Produktion und Reproduktion bzw. zwischen Arbeit und care oder genauer zwischen Lohnarbeit und der Betreuung, Versorgung und Pflege von Kindern sowie weiterer Haus- und Familienarbeit zu hinterfragen und zu kritisieren. Über feministische Diskurse hinaus wird diese Kritik jedoch kaum wahrgenommen und aufgegriffen. Viel zu oft bleibt sie auch in linken Debatten unberücksichtigt. Immerhin scheint die Diskussion über die gesellschaftliche Bedeutung von care-Arbeit sowie die geschlechterpolitischen Konnotationen in den letzten Monaten wieder an Bedeutung gewonnen zu haben. Im März 2014 trafen sich etwa 500 Menschen zur Aktionskonferenz Care Revolution. Im Anschluss widmete sich die disko-Reihe der Jungle World über mehrere Wochen dem Thema und veranstaltete bei den Linken Buchtagen in den Berliner Mehringhöfen eine gut besuchte Podiumsdiskussion dazu. Gleichzeitig wurden durch die aktuelle Beschäftigung mit diesem Thema auch wieder die Defizite der Debatte deutlich. Im Jahr 2014 scheint einzig darüber ein Konsens möglich, dass klassisch linke Methoden des Kampfes um bessere Arbeitsbedingungen im Rahmen von care-Arbeit nicht ohne Weiteres funktionieren, da recht schwer zu leugnen ist, dass beispielsweise Kind-ins-Bett-bringen nicht einfach bestreikt werden kann. Darüber hinaus verharren die unterschiedlichen Akteur_innen im Streit um unterschiedliche Perspektiven und in der immer wieder vorgetragenen Beteuerung doch nicht das große Ganze aus dem Auge verlieren zu wollen. Alles Weitere bleibt floskelhaft. So formuliert die Gruppe kitchen politics in der Jungle World, dass der Kampf an vielen Fronten geführt und gewonnen werden müsse: »in der Küche, im Schlafzimmer, in den Schulen, in der Klinik, auf den Straßen und an vielen anderen Orten«. Ganz ähnlich die Gruppe TOP-B3rlin: »Dabei muss es auch darum gehen, wie wir unsere eigene Reproduktion in unserer politischen Praxis organisieren, und es darf beim sogenannten Privatleben noch lange nicht aufhören«.

Doch wie kann ein Kampf in der Küche aussehen? Wer kämpft da gegen wen und wofür? Kaum jemand traut sich eine Antwort auf diese Fragen zu formulieren und über die individuellen Handlungsoptionen zu diskutieren. Während einzelne Frauen(-gruppen) in der Vergangenheit beispielsweise ein Gehalt für Hausarbeit gefordert haben, traut sich kein Vater auszuformulieren, was es aus Väterperspektive bedeuten könnte, den Kampf auch in der eigenen Küche zu führen. Es gibt keinen linken Väter-Diskurs. Väter tauchen in ihrer Vaterrolle als politische Subjekte – auch in linken Zusammenhängen – nur dann auf, wenn es um Sorgerechtsstreitigkeiten geht. Vor allem im Kontext von heterosexuellen Familienkonstellationen wäre eine politische Auseinandersetzung der Väter jedoch längst überfällig.

Care ist Politik

Care-Arbeit ist keine individuelle Veranstaltung. Es gibt kein außerhalb von care-Verhältnissen. Menschen sind soziale Wesen und leben innerhalb von Beziehungen. Unser Zusammenleben ist geprägt von gegenseitiger Verantwortungsübernahme und Sorge umeinander. Für Menschen stellt sich nicht die Frage, ob sie Politik machen oder sich um andere Menschen kümmern möchten. Beides lässt sich nicht unabhängig voneinander denken. Eine Entscheidung dafür, care-Arbeit zu übernehmen (bzw. die Entscheidung vieler Männer eben gerade keine oder kaum care-Arbeit zu übernehmen) ist deshalb bereits eine politische Entscheidung und muss politisch diskutiert werden.

Bis zur Geburt eines Kindes wächst dieses im Bauch einer einzelnen Person, die damit im wahrsten Sinne des Wortes die Last der Schwangerschaft alleine trägt. Mit der Geburt des Kindes werden die Aufgaben, Verantwortungsbereiche und Rollen gegenüber dem Kind neu gemischt. Oder könnten zumindest neu gemischt werden. Besonders unter vielen heterosexuellen Eltern ist es dann aber doch die Mutter, die die Betreuungs-, Versorgungs- und Pflegeaufgaben manchmal alleine oder oft zumindest zum überwiegenden Teil übernimmt. Dass es unter Vätern mittlerweile zum guten Ton gehört, sich gerne mehr um die eigenen Kinder kümmern zu wollen, zeigen viele Studien. In der praktischen Aufteilung von Familienaufgaben schlägt sich das jedoch nur bedingt nieder. Einige wenige »moderne Väter« werden in den Medien begeistert herumgereicht, weil sie sich zumindest ein wenig ums eigene Kind kümmern. Meistens tun sie dies jedoch auch nur im Rahmen eines temporären »Rollentauschs« für einzelne Elternzeitmonate. Selbst (heterosexuelle) Paare, die sich positiv auf Feminismus beziehen und etwas mit Simone de Beauvoir und/oder Judith Butler anfangen können, verfallen jedoch oftmals in weitgehend klassische Rollenmuster, sobald ein Kind hinzu kommt. Oder sie verkaufen ihr vermeintlich gleichberechtigtes Modell als emanzipatorische Lösung, auch wenn die Mutter im Zweifelsfall dennoch diejenige ist, die eher im Blick hat, ob das Kind noch passende Klamotten im Schrank hat und eher mal zu Hause bleibt, wenn das Kind krank ist.

Das Private ist politisch. Zum Beispiel und gerade für Väter. Nicht nur aber besonders im Kontext des Eltern-werdens hat die oftmals unbewusste und doch politische Entscheidung vieler Väter, nur einen Bruchteil der care-Arbeit zu übernehmen, konkrete Auswirkungen auf das Leben anderer Menschen. Durch die Entscheidung nur einen Bruchteil der care-Arbeit zu übernehmen, bleibt der Mehrzahl an Frauen und Müttern keine andere Wahl als genau diese überwiegend oder alleine zu übernehmen. Dazu gehört nicht nur die Sorge um das Kind. Auch die Beziehungsarbeit im Rahmen der Elternpaarbeziehung bleibt vor allem an den Müttern hängen. Beispielsweise wird von ihnen – genauso wie von Frauen in kinderlosen Partnerschaften – vielfach gesellschaftlich erwartet, dass sie es sind, die Problemgespräche einfordern und beginnen, um Beziehungskonflikte anzugehen und zu bearbeiten.

Wenn Väter, aber auch kinderlose Männer, mehr care-Aufgaben übernehmen, ist das kein Rückzug ins Private, sondern notwendiger Beitrag zu politischen Veränderungsprozessen. Ja, dann bleibt weniger Zeit, um die Politgruppe zu treffen. Ja, dann bleibt weniger Zeit, um Geld zu verdienen. Ja, dann bleibt weniger Zeit, um für sich selbst zu sorgen. Es fällt eine gewisse Menge an care-Arbeit an und diese muss erledigt werden. Care ist aber keine Option. Anders als viele andere Arbeit, bleibt die care-Arbeit nicht einfach liegen, wenn sich jemand entscheidet sie nicht zu erledigen. Ein Vater, der das Kind nicht selbst ins Bett bringt, sondern lieber zur spannenden Diskussionsveranstaltung geht, überlässt diese Arbeit in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle einer Frau, die nicht die gleichen Optionen hat, denn von ihr wird die Erfüllung dieser Aufgabe wie selbstverständlich erwartet.

Kinderwunsch

Der Wunsch (eigene) Kinder zu haben, mit Kindern zusammen zu leben und sich um Kinder zu kümmern, ist nichts, was Menschen plötzlich wie ein Blitz trifft und diese von einem Moment auf den anderen verändert und von politisch aktiven individuellen Subjekten zu bürgerlich-konservativen Familienmenschen werden lässt. Es ist wichtig und spannend darüber zu sprechen, wie dieser Wunsch entsteht und auch darüber, dass er von außen nicht an alle Menschen gleichermaßen herangetragen wird bzw. der gesellschaftliche Diskurs darum untrennbar mit (hetero-)sexistischen und rassistischen Vorstellungen verbunden ist. Frauen werden häufiger damit konfrontiert. Von Frauen wird wie selbstverständlich erwartet, dass sie irgendwann Mutter werden, während das Vater-werden für die Selbstverwirklichung von Männern eher eine Option

unter vielen ist.

Sehr viele Menschen bekommen Kinder – trotz aller kleineren und größeren Widrigkeiten, Probleme und Hürden. Trotz dieser kaum zu leugnenden gesellschaftlichen Realität beschränken sich Diskussionen in linken Zusammenhängen häufig ausschließlich auf eine Kritik am Konzept Familie als Ganzes. Ob und inwiefern ein Kinderwunsch bzw. eine Familiengründung ein Gegenentwurf zur existierenden Gesellschaft bedeuten kann, hat Lukas Böckmann an dieser Stelle in Ausgabe 47 ausführlich diskutiert, nicht jedoch wie Familie organisiert werden müsste, um eben die außerfamiliären Herrschaftsverhältnisse nicht einfach nur zu reproduzieren. Vor allem Linke eines bestimmten durch vermeintlich radikale politische Aktivität geprägten Alters weisen oftmals jede Form von Kinderwunsch als reaktionäre Ideologie von sich. Und mit genau dieser Argumentation entziehen sich viele Männer jeglicher Verantwortung, sich an der Organisation real existierender Familien zu beteiligen.

Es gibt Kinder von linken und linksradikalen Eltern. Diese Kinder sind da. Egal, wer sich wie und aus welchem Grund dafür entschieden hat. Es muss für diese Kinder gesorgt werden. Männer/Väter können sich weiter darauf ausruhen vermeintlich individuell geringer an der Gründung einer Familie und am Umgang mit Kindern interessiert zu sein. Oder sie können sich bewusst dazu entscheiden real vorhandene Verhältnisse wahrzunehmen und sich innerhalb dieser Verhältnisse solidarisch zu verhalten. Letztendlich betrifft das nicht nur Väter, die selbst Kinder gezeugt haben. Dazu gehört auch, dass Männer nicht auf ihrer vermeintlich individuellen Entscheidung bestehen, keine (eigenen) Kinder gewollt zu haben und sich nicht mit dieser Ausrede aus der Verantwortung für die vorhandenen Kinder zurückziehen, sondern es wie selbstverständlich als Teil ihrer Aufgabe betrachten beständige Beziehungen herzustellen, die auf dauerhafte gegenseitige Verantwortungsübernahme ausgerichtet sind – in einer eigenen Familie, im Rahmen von vergleichbaren Konzepten oder Räumen oder zur Unterstützung bestehender anderer Familien.

Die Natur

In kaum einem anderen Bereich spielt die »Natur« in den Argumentationen eine solch große Rolle wie beim Thema Elternsein. Eine queere Dekonstruktion der Kategorie Geschlecht ist in Bezug auf Geburt und Stillen nicht so einfach und bestimmte Rollen erscheinen zwangsläufig festgeschrieben und jenseits politischer Aushandlungsprozesse.

Dabei kann es bei einer linken Kritik dieser vermeintlichen Natur keineswegs darum gehen, beispielsweise das Stillen durch Mütter als reaktionär zu diskreditieren. Wenn das Stillen durch die Mutter funktioniert, gibt es gute Gründe sich dafür zu entscheiden. (Es sei zumindest am Rande erwähnt, dass es auch Väter gibt, die mit der eigenen Brust stillen können.) Wenn ein Vater keine Anstalten macht eine große Rolle in der Betreuung und Versorgung eines Babys zu übernehmen, ist das Stillen durch die Mutter sehr praktisch und kann das Leben deutlich vereinfachen. Stillen ist aber zum Glück nicht mehr die Voraussetzung für das Überleben eines Kindes. Es gibt heute die Möglichkeit ein Kind von Geburt an völlig ohne Muttermilch zu ernähren. Damit geht jedem Stillen eine Entscheidung voraus. Und diese Entscheidung ist keine Entscheidung über Leben und Tod, auch wenn besonders in Deutschland Mütter mit wissenschaftlich nicht haltbaren Argumenten wie vermeintlicher Allergieanfälligkeit oder dem abstrakten Schreckensszenario ADHS unter Druck gesetzt werden. Im Idealfall werden im Rahmen der Entscheidungsfindung die Bedürfnisse aller beteiligten Personen berücksichtigt. Wenn ein Kind gestillt wird und sich der Vater deshalb weniger um das Kind kümmert, dann also nicht, weil er nicht stillen kann, sondern weil die Eltern das (im besten Fall gemeinsam) so entschieden haben. Und auch diese Entscheidung ist natürlich eine politische Entscheidung.

Wie bei jeder Entscheidung lohnt es sich aber auch bei der Frage des Stillens, Alternativen

zumindest in Erwägung zu ziehen und Gegenargumente zu berücksichtigen. Zu den Gegenargumenten können auch partnerschaftliche Aspekte zwischen beiden Elternteilen zählen. So ist eine Entscheidung fürs Stillen meistens auch eine Entscheidung dafür, dass die überwiegenden Betreuungs-, Versorgungs- und Pflegeaufgaben gegenüber dem Kind von der Mutter übernommen werden müssen. Aufgrund dessen muss die Mutter eventuell in besonderem Maße ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen, weil es in den seltensten Fällen möglich ist, dass während der gesamten Stillzeit beide Elternteile zuhause bleiben können.

Väter haben die Möglichkeit, die gesellschaftliche Erwartungshaltung an Mütter zu reproduzieren und ihnen den überwiegenden Teil der Betreuungs-, Versorgungs- und Pflegeaufgaben zu überlassen, damit diese in besonderem Maße ihre eigenen Bedürfnisse zurückstellen müssen, ob sie es wollen oder nicht. Oder die Väter können wie selbstverständlich diese Aufgaben selbst übernehmen wollen. Ob eine Mutter ihr Kind mit der Muttermilch besser ernähren kann, ist umstritten. Aber selbst wenn dem so ist: Es gibt immer Menschen, die irgendetwas besser können. Wenn alle Menschen alle Arbeit immer nur denen überlassen, die es besser können, würde überhaupt nicht mehr viel getan werden.

Das liebe Geld

Frauen verdienen weniger als Männer. Dass sich das in näherer Zukunft grundlegend ändert, ist nicht abzusehen. Der Gender Pay Gap besteht in den letzten Jahren weitgehend konstant und auf nahezu unverändertem Niveau. In vielen heterosexuellen Familien macht es daher einen spürbaren Unterschied, welches Einkommen für einen bestimmten Zeitraum ausfällt, wenn sich die Person, die bisher dieses Einkommen erzielt hat, innerhalb dieses Zeitraums überwiegend um die Kinderbetreuung kümmert. In der statistischen Mehrzahl der Fälle sind die kurzfristigen finanziellen Einbußen einer Familie geringer, wenn die Frau zuhause bleibt und damit ihr Einkommen wegfällt. Mit Kind steigt das Bedürfnis nach wirtschaftlicher Sicherheit, die finanziellen Einbußen möglichst gering zu halten, wird zu einem echten Argument. Wenn es denn passt, verzichtet kaum ein Elternpaar auf die Nennung eben dieses Arguments, wenn es darum geht zu legitimieren, warum es die Mutter ist, die nach der Geburt überwiegend zuhause bleibt.

Auch wenn der Einkommensausfall zumindest im ersten Jahr durch das Elterngeld zu zwei Dritteln ausgeglichen wird, ist natürlich nicht zu leugnen, dass das wegfallende Drittel einen existenziellen Unterschied machen kann. Nicht oder nur bedingt in die Entscheidung einbezogen werden jedoch häufig die langfristigen Folgen. Die Einkommenseinbußen beschränken sich nicht nur auf das erste Jahr. Selbst wenn Mütter nach einem Jahr wieder arbeiten gehen, schaffen sie es statistisch in ihrem gesamten restlichen Arbeitsleben nicht mehr, das Einkommensniveau derjenigen ohne Kinder zu erreichen. Je nach Branche liegen die Einbußen teilweise deutlich über denen im Elternzeitjahr – und das nicht nur für ein Jahr, sondern für jedes einzelne folgende Jahr der Berufstätigkeit sowie damit zusammenhängend der Rente. Während Arbeitgeber_innen bei Müttern, die zur Kinderbetreuung zeitweise aus dem Beruf ausgestiegen sind, wie selbstverständlich davon ausgehen, dass diese ausfallen, wenn das Kind krank ist und sie deshalb seltener einstellen oder befördern, wird bei Vätern in der Regel davon ausgegangen, dass es da noch jemanden gibt, wenn das Kind mal krank ist. Ein nicht unerheblicher Teil des Gender Pay Gaps, die sogenannte motherhood penalty, entsteht somit gerade erst durch die vermeintlich individuelle Entscheidung, im ersten Jahr nach der Geburt nicht auf das Einkommen des Vaters verzichten zu wollen. Diese langfristigen Konsequenzen werden in den meisten Fällen – anders als im ersten Jahr nach der Geburt – dann auch nicht mehr gemeinsam abgedeckt. Es kann heute nicht mehr davon ausgegangen werden, dass Elternpaare bis zur Rente und darüber hinaus finanziell füreinander einstehen (völlig abgesehen davon, welche einseitige Abhängigkeit dieses Konzept des individuellen Füreinander-einstehens erzeugt). Eltern trennen sich. Die Mütter sind

mit ihren langfristigen finanziellen Einbußen dann alleine und auch die gesetzlichen Unterhaltspflichten beschränken sich auf wenige Jahre nach der Geburt eines Kindes und berücksichtigen nicht die langfristigen Auswirkungen.

Väter können diese wirtschaftlichen Risiken der Mutter überlassen oder von Beginn an auch die langfristigen Folgen im Blick haben. Ob dann der geringere Einkommensausfall innerhalb des ersten Jahrs nach der Geburt noch so ins Gewicht fällt, darf bezweifelt werden. Wahrscheinlicher scheint, dass auch dieses häufig vorgebrachte Argument nur eine Ausrede ist, die viele Väter bewusst oder unbewusst nutzen, um sich nicht aus ihrer Komfortzone herausbewegen zu müssen.

Der gate-keeping Mythos

Väter müssen also – nicht nur dort, aber vor allem innerhalb der eigenen Familie – mehr care-Arbeit übernehmen. Aber werden sie von ihren Partner-innen überhaupt gelassen? Die Betreuung, Versorgung und Pflege eines Kindes ist vor allem am Anfang ein 24-Stunden Job. Was alles zu tun ist, reicht, um auch zwei Menschen ausreichend zu beschäftigen. Während es als selbstverständlich erachtet wird, dass der überwiegende Teil der Betreuungs-, Versorgungs- und Pflegeaufgaben von der Mutter übernommen wird, können sich Väter aussuchen, inwieweit und in welcher Form sie sich daran beteiligen. Auch wenn es für viele Mütter nicht einfach ist, entgegen der gesellschaftlichen Rollenerwartung die ihnen übertragene care-Verantwortung abzugeben oder zu teilen, gibt es wohl kaum eine Mutter, die über ein Unterstützungsangebot im Umgang mit dem eigenen Kind unglücklich ist. So, wie sich einige Väter anstellen, ist es jedoch für eine Mutter manchmal einfacher, die Aufgaben schnell selbst zu erledigen, als den Vater erst mühsam einzuweisen.

Eltern sind unterschiedlich. Manchen fällt es leichter sich auf ein Kind einzulassen, manche müssen sich erst dazu überwinden. Auch Müttern wird ihre Beziehung zu einem Kind nicht einfach mit in die Wiege gelegt. Mütter, die ein Kind gebären, haben es bis zur Geburt zwar schon neun Monate mit sich herumgetragen, aber auch sie sehen es nach der Geburt zum ersten Mal. Auch viele Mütter sind am Anfang unsicher, wie sie mit einem so kleinen Menschen umgehen sollen. Auch Mütter verstehen nicht von Beginn an alle Signale eines Kindes, mit denen es auf die eigenen Bedürfnisse aufmerksam macht.

Beginnend in der Kindheit durch das Vorbild der eigenen Eltern, Kinderbücher, geschlechterdifferenzierte Spiele und viele weitere Aspekte im Laufe des Heranwachsens im Rahmen der gesamten Sozialisation werden unterschiedliche Rollenbilder und Rollenerwartungen in Bezug auf Mädchen und Jungen bzw. Frauen und Männer hergestellt und reproduziert. Inwiefern eine Mutter ganz individuell die Möglichkeit hat, die an sie herantragene Verantwortung abzugeben bzw. sich davon zu befreien und den Vater zu beteiligen, liegt allerdings auch daran, wie sich dieser anstellt. Wer wie selbstverständlich auch unangenehme Aufgaben selbstverantwortlich übernimmt, wird in den seltensten Fällen davon abgehalten. Wer jedoch ständig danach fragt, wo denn jetzt die Windeln aufbewahrt werden, ob das Kind Hunger habe, nicht im Kopf hat, wann die nächste Untersuchung beim/bei der Kinderarzt/-ärztin ansteht oder sich nur die schönen Aufgaben aussucht, ist im Zweifelsfall keine Unterstützung, sondern eine zusätzliche Belastung. Es ist nicht die Aufgabe der Mutter, den Vater im Umgang mit dem Kind einzuweisen. Die Mutter muss sich in den meisten Fällen auch selbst darum kümmern und lernen, ihren Umgang mit Kind zu gestalten und diesen im Zweifelsfall auch selbstständig ohne den Vater organisieren.

Auch in linken Zusammenhängen gibt es ein erstaunliches Verständnis für Väter, die sich darüber beschweren, dass die Mütter ihrer Kinder ihnen den Zugang zu ihrem Kind verwehren. Wer von Geburt an wie selbstverständlich eigenverantwortlich große Teile der Betreuungs-, Versorgungs-,

Pflegeaufgaben sowie der Alltagsorganisation übernommen hat, darf sich gerne beschweren, wenn die Mutter das irgendwann nach einer Trennung plötzlich nicht mehr zulässt. Meistens sind dieser Beschwerde jedoch andere Entscheidungen der Väter vorausgegangen. Eine einmal getroffene Entscheidung, der Mutter den größten Teil dieser Aufgaben zu überlassen, ist später schwer wieder rückgängig zu machen. Wer jahrelang eher als Wochenendpapa oder als vermeintlich engagierter Vater im Rahmen des bereits beschriebenen »Rollentauschs« innerhalb von einzelnen Elternzeitmonaten aufgetreten ist, wer Vollzeit gearbeitet hat, wer sich ums Durchschlafen, den Kitaplatz oder die Krankheit des Kindes bisher kaum Gedanken machen musste und dann im Falle einer Trennung von der Mutter plötzlich Ansprüche stellt und mehr für das eigene Kind da sein möchte, braucht sich nicht wundern, wenn die Mutter erst einmal skeptisch ist.

Fazit

Familien bilden keinen Raum außerhalb der sex-istisch strukturierten Gesellschaft. Trotzdem oder gerade deshalb tragen Väter Verantwortung auch für ihre vermeintlich individuellen Entscheidungen innerhalb der eigenen Familien. Eine politische Diskussion um die Handlungsoptionen von Vätern gibt es bisher nicht oder nur sehr ungenügend. Jeder Vater hat vermeintlich individuelle Gründe, sich der Verantwortung zu entziehen. Die meisten dieser Väter nutzen wie selbstverständlich, ihr gesellschaftliches Privileg viele ihrer Entscheidungen bisher nicht genauer hinterfragen zu müssen. Väter müssen sich mit ihren Handlungsoptionen einer politischen Diskussion stellen.

Jochen König

Der Autor lebt mit seiner fünfjährigen Tochter in Berlin. Sein Buch *Fritzi und ich. Von der Angst eines Vaters, keine gute Mutter zu sein* ist 2013 im Herder-Verlag erschienen.

Feministische Vaterschaft?!

<https://umstandslos.com/2016/02/05/feministische-vaterschaft/>

05/02/2016

Von **Jochen König**

Feministinnen kritisieren seit Jahrzehnten die ungleiche Verteilung der Care-Arbeit im Rahmen patriarchaler Strukturen. Die Statistiken dazu sind so bekannt wie eindeutig. Ich teile die Analyse, dass es sich bei Care-Arbeiten um essentiell wichtige Arbeiten handelt, diese nicht die Anerkennung erhalten, die ihrer gesellschaftlichen Bedeutung angemessen sind und sie oft nicht einmal überhaupt als *Arbeit* bezeichnet werden, und dass diese Arbeiten zum überwiegenden Teil von Frauen ausgeübt werden bzw. andersherum ausgedrückt, dass sich die überwiegende Mehrzahl der Männer genau um diese Arbeiten herumdrückt. Das gilt natürlich und im Besonderen auch für Väter innerhalb ihrer ganz individuellen und privaten Familienbeziehungen. Die Öffentlichkeit präsentiert uns jedoch ein etwas anderes Väterbild: Väter machen grundsätzlich alles richtig. Medial sind sie die neuen Helden. Sie werden gelobt und gefeiert, wenn sie mal die Windel eines Kindes gewechselt haben oder wenn sie es an einem Tag in der Woche aus der Kita abholen. Und jedes Jahr ist es eine neue Erfolgsmeldung wert, wenn wieder einmal eine Handvoll Väter mehr für zwei Monate in Elternzeit gegangen sind.

Bei so viel Lob bleibt die Diskussion, welche Rolle ein Vater innerhalb der eigenen Familie ausfüllen sollte, viel zu oft auf der Strecke. Unter Vätern hat sich in den letzten Jahren ein gewisses *anything goes* etabliert. Egal, wie du dich als Vater verhältst, wie sehr du dich im Haushalt einbringst, ob du nach dem Feierabend noch ne Stunde mit den Kindern spielst oder sie nur jedes zweite Wochenende siehst, alles ist super. Eigentlich gibt es für Väter nur zwei Regeln: Sei kein allzu autoritärer Tyrann und sei auf keinen Fall so wie eine Mutter.

Unter Vätern gibt es so gut wie keine Diskussion über die eigene Rolle und darüber, wer innerhalb der Familie welche Arbeit übernimmt. Selbst für die meisten schreibenden Väter ist das Privatsache und wird auf ihren Blogs oder in ihren Tweets neben den Tests für Kinderwägen kaum thematisiert. Wer ständig gesellschaftlich/medial gesagt bekommt, dass Väter qua Existenz irgendwie schon super sind, muss die eigene Rolle nicht kritisch hinterfragen. Auf meine Kritik an Texten von Vätern erhalte ich selten inhaltliche Antworten, sondern vor allem Abwehr und Verständnislosigkeit. Viele Väter können überhaupt nicht mit Kritik umgehen, weil es für sie völlig absurd erscheint, dass ihre privaten Entscheidungen überhaupt zur Diskussion stehen. Dass das Private politisch ist, ist bei den meisten Vätern noch nicht angekommen.

Die Frage der aktuellen umstandslos-Ausgabe ist unter anderem, ob es so etwas wie feministische Vaterschaft geben kann. Wer als Vater feministische Analysen auch nur für halbwegs plausibel hält und dazu in einer gerechten Welt leben möchte, kommt nicht umhin, es zumindest zu versuchen. Um aber nicht nur bei der Theorie zu bleiben, müssen daraus – auch wenn das mühsam erscheint – dann auch konkretere Schlussfolgerungen gezogen werden, als beispielsweise eher nur abstrakt zu versuchen, innerhalb der eigenen Familie die Aufgaben nicht anhand des Geschlechts aufzuteilen. Ich möchte an dieser Stelle zwei Aspekte anreißen, die für meine Auseinandersetzung und mein Bestreben, ein feministischer Vater zu sein, wichtig waren und sind und über die mehr geschrieben und diskutiert werden müsste.

Während Väter gefeiert werden, wenn sie nur den kleinen Finger rühren, wird von Müttern wie selbstverständlich erwartet, dass sie nach der Geburt eines Kindes ihre persönlichen Bedürfnisse zurückstellen und im Zweifelsfall auch komplett alleine für das Kind sorgen. Um auch nur halbwegs gleichberechtigt über die Aufteilung von anfallenden Arbeiten verhandeln zu können, müssen alle an der Aufteilung beteiligten Personen zumindest grundsätzlich die gleichen Optionen haben. Damit Mütter – genau wie die meisten Väter – auch die Möglichkeit haben, keine/kaum Sorgearbeit zu leisten, muss ein Vater, der es mit dem Anspruch an die eigene feministische

Vaterschaft ernst meint, von Geburt an deutlich machen, dass er bereit ist, das eigene Kind auch mehr als nur zur Hälfte zu übernehmen. Damit eine Mutter überhaupt die Möglichkeit hat, sich zwischen mehreren Optionen beispielsweise für eine 50/50-Aufteilung zu entscheiden, muss der Vater bereit sein, das Kind temporär oder langfristig auch ganz alleine zu betreuen und zu versorgen, dafür seine beruflichen Ambitionen erheblich zurückzufahren und deutlich machen, dass er das auch gut hinbekommen und es den Kindern damit gut gehen kann.

Wenn über die Beteiligung von Vätern geschrieben wird, geht es meist um offensichtlichere Aufgaben wie das Wechseln von Windeln oder das Abholen aus der Kita. Über andere Arbeiten wird weniger gesprochen. Einige Familien versuchen, die nach außen sichtbaren Aufgaben, mehr oder weniger gerecht aufzuteilen. Bei genauerem Hinsehen und Nachfragen wird deutlich, dass die unsichtbaren Arbeiten dennoch fast immer ausschließlich an der Mutter hängen bleiben. In einer Auseinandersetzung um feministische Vaterschaft muss deshalb auch über „unsichtbare Arbeit“ gesprochen werden: Wer bleibt zuhause, wenn das Kind krank ist? Wer wird vom Kindergarten angerufen, wenn es dem Kind nicht gut geht? Wer hat im Blick, wann die nächste Impfung oder Vorsorgeuntersuchung bei der Kinderärztin ansteht und ob sich noch genügend passende Klamotten im Kinderkleiderschrank befinden? Wer geht mit dem Kind neue Schuhe (auch Hausschuhe für die Kita) kaufen? Wer besorgt das Geburtstagsgeschenk für den Kindergeburtstag? Und wer fordert immer wieder Gespräche darüber ein, wie das Ganze aufzuteilen ist?

„Ich will auch ein Junge sein“, sagt Fritzi beim Schlafengehen. „Das kann ich gut verstehen. Ich will ja auch manchmal eine Mama sein“, antworte ich ihr und sie freut sich: „Dann bin ich auch ein bisschen ein Junge, weil nicht alle Jungen müssen einen Penis haben und du bist auch ein bisschen meine Mama, wenn ich dich so nenne!“ Doing Gender bzw. Geschlecht als Ergebnis performativer Sprechakte verstanden von einer Sechsjährigen. Gerne möchte ich einfach ein Elternteil in einer großen queeren Familie sein. Solange wir noch nicht soweit sind und es für die gesellschaftliche Wertschätzung einen solch großen Unterschied macht, ein Kind als Mutter oder als Vater in die Welt zu setzen, bleibt mir nur die zweitbeste Lösung: Ich versuche mich als feministischer Vater und wünsche mir mehr Texte von Vätern, die nicht nur über Kindersitze fürs Auto, das neue Elterngeld oder den Star Wars Bausatz schreiben, sondern endlich anfangen, ihre Rolle innerhalb der eigenen Familie kritisch zu hinterfragen und zur Diskussion zu stellen.

[Jochen König](#) ist Autor und lebt mit seinen beiden Töchtern in Berlin. Sein Buch „Mama, Papa, Kind? Von Singles, Co-Eltern und anderen Familien“ ist 2015 im Herder-Verlag erschienen
Beitragsbild: [Charlotte Cooper](#) (Ränder beschnitten und Rahmen hinzugefügt)
Beitrag erschienen in: [Väter](#)

Michael wohnt allein, Rudi wohnt allein, Eckart wohnt allein mit anderen, Hans-Curt und Günter wohnen zusammen. Walter hat Familie.

Ich lebe auch in einer Familie, allerdings unter einem Dach mit Freunden.

Wir sind vier: eine Frau, ein Mann, zwei kleine Kinder. Fünf Zimmer, ein Garten, zwei Autos, ein ausgeübter Beruf (der Mann), ein erlernter Beruf (die Frau). Zwei Stereoanlagen, Hunderte von Büchern in getrennten Regalen, zwei Kindergeburtstage, je zwei Omas und Opas. Ein Konto, drei Sparbücher, Versicherungen, Daueraufträge. Nähe und Ferne, Wüste und Witz. Streit und Schweigen, Lust und Laune. Immer wieder All-Tag.

Raff dich auf, bring was zuweg, beantrage, esse, höre, bezahle, bring weg, hol ab, lies vor, schreib auf. Gieß Blumen, hol Eier, donnerstags der Müll, freitags Kinderturnen, samstags Kehrwoche, Sonntag freihalten, Montag Schule. Meine Familie und meine Freiheit! Lieber reisen als bauen, eher Paris als Strümpfelbach.

Manchmal hab ich Angst, alt zu werden und zu kurz gelebt zu haben. Oder: am liebsten verschwinden. Das Brot noch fertig essen, in den Apfel beißen, rausgehen und, noch bevor ich die Kälte spüre, mich einfach auflösen. Oder: allein ganz hinten im Kino sitzen, jahrelang, die Arme auf der Lehne.

Und manchmal fährt mir eine Musik mitten ins Herz. Ein paar Wochen lang hör ich dann nur das eine Lied: Kein Kontakt mehr mit zu Haus. Ich knall mir das viele Male hintereinander rein, schluchze, heule. Das ist es! Wieder mal: Ich könnte im Stich lassen. Komm, sag's nochmal, laut: ICH KÖNNTE IM STICH LASSEN. („Dabei liebe ich die Welt.“)

Vorsicht: Verantwortung! Ent-Bindung. Eine Wohnung kaufen? Da schrillt die Alarmglocke. Ein zweites Kind? Ich gerate in stumme Panik.

Ich hab dich erst angenommen, als du schon 3 Monate alt warst. Weißt du noch: das Café im Hafen von La Baule, es war schon

Nacht. Ich trank einen café au lait und einen Pastic neben der Jukebox und all den fremden Menschen. Auf der Rückfahrt im Auto sang ich den Blues für dich. Da war's, daß ich dir mein Herz geöffnet habe. Okay, komm, Sarah. Ich bin dein Vater. Sechs Monate später bist du dann gekommen und warst ein Bub. Da waren wir vier, eine richtige Familie.

Wenn die Männer kommen, nehm ich dich auf den Arm. So sollen sie mich sehen. Und der Große kommt die Treppe runtergesprungen, steht da im Schlafanzug und strahlt. Schaut, denke ich, das hab ich davon.

Ich bin ein Wanderer zwischen zwei Welten. Ich bin Kleinbürger, möchte aber Weltenbummler sein. Zu dem einen bekenne ich mich nicht, das andere wage ich nicht. Mein Traum von Freiheit hat seine Grenze in meiner Beschränktheit. Die Utopie ist hinter all den Tagen fast schon verblaßt. Manchmal blitzt sie für einige Augenblicke wieder auf, blendet mir die Augen - und macht mich sehend.

So z. B. als ich Hans-Curt und Günter besuchte. Neue Bilder an den Wänden, neue Geschichten, Frauenbesuch über's Wochenende. Im Türrahmen stehend, schau ich in Günters Zimmer, das klare. Er, quer über dem Bett liegend und ganz in Weiß, hört Musik. Woher komme ich? Tage wie Tage, alle Tage wie Alltag. Mein Zimmer: allzu bekannt, ordentlich vollgestopft mit Schulzeug. Ich lehne an der Wand, spüre wie sie zittert in meinem Rücken. Hier sind die Türen offen. Wen lädt mein Zimmer ein, vollgestellt mit Arbeit bis in die Nacht? Rausgerissen aus meinem Alltag durch diesen Besuch, wird mir schwindelig. Da fühl ich mich wieder in Bewegung, nicht festgelegt für den Rest all meiner Tage. Immer wieder tanzt das Irrlicht Utopie dazwischen.

Ich muß weggehen, um anzukommen.

Über's Wochenende weg mit den Männern: Wir machen ein Buch! Früher, das heißt vor der Familie, vor dem Beruf, hab ich auch Bücher gemacht. Wieder zu Hause, erzähle ich dir von Tanzen und Texten, von Bäumen und Bildern. Du könntest erzählen von Kindern und Kindern. „War das eigentlich abgesprochen, daß du am Wochenende weggehst, während ich die Kinder

hüte?" „Du hast dem nichts entgegengesetzt. Wenn ich gespürt hätte, daß du auch was willst, hättest du's gekriegt." In mir lach ich dabei. Weil ich mich freue, wenn du dir was holst.

Dann kamen deine Forderungen: „Mittwoch bin ich ab 18 Uhr weg, da nimmst du die Kinder. Donnerstag ab 17 Uhr, Freitag wieder ab 18 Uhr und Samstag schon vor dem Frühstück." Ich notierte mir alles im Kalender. Du hättest dir in diesem Moment noch mehr holen können.

Und sie bewegt sich doch, die Familie. Ehe wir's uns versehen, hat sich wieder was geändert.

Mal sind wir das Duo infernale, mal das Duo infantile. Rabenmutter und Eulenvater erklären die Welt und erfinden Geschichten. Sei endlich still und Indianergeheul. Das Schweigen trennt uns, der Schrei verbindet uns. Schaffen und Schlafen. Miteinander sind wir stark und jeder für sich. Verplanen und Pläne, Demo und Dame.



Während ich dies hier schrieb, hörte ich dich nebenan tippen. Später, als wir uns die Ergebnisse unserer Arbeit zeigen, müssen wir lachen: Du schreibst Leserbriefe gegen die Schließung einer Kindergartengruppe, wühlst dich durch Strahlentabellen und AKW-Infos, während ich für's Männerbuch diesen Text über unsere Familie schreibe.

Noch nehmen wir uns zuviel Kraft, statt sie zu geben. Noch lassen wir uns zu wenig Raum für Entdeckungen. Wieviel Liebe geben wir uns nicht?

Immer noch habe ich, wenn wir uns ansehen, Angst, daß ich mit dem zweiten Blick wieder wachsam werde, mißtrauisch und stumm.

Dir in die Augen sehen könnte sein: dich in meine Augen reinlassen... wenn nichts mehr zwischen uns ist.

In meinem Tagebuch taucht ein neues Wort auf: INNIGKEIT und eine neue Vorstellung: zusammen alt werden.

Ich möchte niemals Kinder bekommen

[https://www.facebook.com/fabian.lehr.3/posts/10214164917591157?
comment_id=10214164983352801&reply_comment_id=10214165151797012¬if_id=15245004
65142971¬if_t=feed_comment_reply&ref=notif](https://www.facebook.com/fabian.lehr.3/posts/10214164917591157?comment_id=10214164983352801&reply_comment_id=10214165151797012¬if_id=1524500465142971¬if_t=feed_comment_reply&ref=notif)

23.04.18

von Fabian Lehr

Ich möchte niemals Kinder bekommen. Dazu ohne jedes schlechte Gewissen zu stehen ist eine unpopuläre Äußerung in einer Zeit, in der jeder kleine Anstieg der Geburtenrate von Presse und Regierung als nationaler Sieg gefeiert wird und man ernstlich Sondersteuern für Kinderlose diskutiert, die ja schließlich so moralisch verkommene EgoistInnen seien, ihrer gott- und nationsgewollten Pflicht zur Fortpflanzung nicht nachzukommen und trotzdem die Dreistigkeit zu besitzen, staatliche Gesundheitsversorgung und Sozialleistungen in Anspruch nehmen zu wollen. Ein Mann, der sagt, dass er jetzt und in Zukunft keine Kinder will, erntet dafür schon einiges Naserümpfen. Eine Frau sehr oft unverhüllte Verachtung und Belehrungen darüber, dass sie ohne Kinder nicht nur eine selbstsüchtige Egomaniin sei, sondern auch ihren eigentlichen Lebenssinn verfehlt habe, unmöglich glücklich werden könne und sich dann über ihr unvermeidlich tristes, einsames Ende auch gefälligst nicht zu beschweren habe.

Der Anteil von Frauen, die angeben, keine Kinder zu wollen, lag laut Daten von 2005 in Deutschland mit gerade einmal 15% nur etwa halb so hoch wie der entsprechende Anteil bei Männern. Und das, obwohl die Entscheidung für Kinder für Frauen eine sehr viel krassere Belastung als für Männer bedeutet, von den körperlichen Einschränkungen während der Schwangerschaft über die Qualen der Geburt und postnatale Depressionen (Etwa ein Viertel aller Mütter fällt innerhalb eines Jahres nach der Geburt in Depressionen) bis zu den massiven beruflichen und finanziellen Diskriminierungen und Schikanen, denen Frauen mit Kind ausgesetzt sind. Wenn Frauen, obwohl Mutterschaft ihnen soviel mehr Lebensqualität raubt als Männern die Vaterschaft., sich trotzdem fast durchweg dafür entscheiden, einmal Kinder zu bekommen, dann sicher nicht wegen Quatsch wie einer angeblichen biologisch angelegten weiblichen Sehnsucht nach Mutterschaft, sondern wegen des permanenten ideologischen Bombardements, dem Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft ausgesetzt sind, das ihnen vermittelt, sie SOLLTEN so empfinden und seien anomal, suspekt, wenn nicht verdammenswert, wenn sie eine solche Sehnsucht nicht in sich entdecken können. Spätestens ab Ende 20, Anfang 30 muss eine Frau damit rechnen, ständig mit Fragen belästigt zu werden, wann "es denn bei ihr soweit sei", und selbst ein explizites "Nie. Ich will keine Kinder" wird nicht selten mit einem ironisch-herablassenden "Jaja, das sagst du jetzt, aber das kommt schon noch, wenn die Rahmenbedingungen alle passen" quittiert, als seien Frauen Fortpflanzungsapparate, bei denen, wenn Rahmenbedingung A, B und C gegeben sind, automatisch der Reflex "Kinderwunsch" anspringt und nicht reflexionsfähige Individuen, die jederzeit eine rational abgewogene Entscheidung über ihre Lebensweise treffen können. Surprise: Frauen sind nicht instinktgeleitete Anhängsel einer Gebärmutter, sondern Subjekte, die unter allen Rahmenbedingungen den sehr

verständlichen Entschluss fassen können, dass sie nicht ihre Möglichkeiten zu einem freien, selbstbestimmten Leben durch Mutterschaft gefährden wollen. Mag der Frau, die keine Kinder hat, weil "es sich eben nicht ergeben hat", noch verziehen werden, muss eine Frau, die offen erklärt, dass sie niemals Kinder will, weil sie keinen Grund sieht, sich das anzutun, in vielen Sozialmilieus mit gesellschaftlicher Verachtung und Entrüstung rechnen.

Für einen Mann sind sowohl die Belastungen durch Kinderkriegen als auch die gesellschaftliche Missbilligung der gewollten Kinderlosigkeit viel weniger drückend als für eine Frau. Trotzdem kommt es für mich definitiv nicht in Frage, jemals Kinder zu bekommen. Familienleben mit Ehe und Kind erscheint mir nicht als erstrebenswertes Idyll, sondern als bedrückender, meine Lebensmöglichkeiten und persönliche Freiheit massiv einschränkender Käfig, in jeder denkbaren Lebenslage und mit jeder denkbaren Partnerin. Ich habe das Konzept "Kinderwunsch" niemals nachvollziehen können. Sehnsucht kann ich nach konkreten Menschen empfinden, aber nicht abstrakt nach einem noch gar nicht existierenden Menschen "mein künftiges Kind", von dessen späteren Eigenschaften ich überhaupt nichts weiß, der, ehe er einmal in der Welt ist, nur eine leere Projektionsfläche sein kann. Ich bin bereit, in meiner Lebensführung Opfer zu bringen zugunsten geschätzter Menschen, mit denen ich bereits in irgendeiner Art von Beziehung stehe. Aber mir erschließt sich nicht, wie man sich wünschen kann, massive Opfer zu bringen für das abstrakte Projekt eines in Zukunft erst zu erschaffenden Menschen, von dem man mangels Existenz noch nichts wissen und mit dem man noch in keinerlei Beziehung stehen kann. "Kinderwunsch" ist eine Projektion, kann, solange er nicht verwirklicht wurde, auch gar nichts anderes als eine Projektion sein (Denn einen realen Menschen mit realen Eigenschaften, die man schätzen könnte, gibt es ja noch gar nicht), die Phantasievorstellung von einem künftigen perfekten Kind, das als deus ex machina plötzlich alle möglichen Ängste, Sorgen und Lebensprobleme lösen und Glück und Erfüllung herbeizaubern wird.

Diese Sehnsuchtsphantasien von Verschönerung und Erleichterung des Lebens durch Kinderkriegen stehen aber in einem krassen Kontrast zu dem, was ich in Familie, Verwandtschaft und Bekanntenkreis selbst als "Familienleben" kennengelernt habe, das doch meistens eine repressive, emotional fürs Leben vorbelastende Fesselung aller Beteiligten bedeutet. Es ist kein Zufall, dass das Thema "Familienleben als Ort der gegenseitigen seelischen Traumatisierung" zu den häufigsten Topoi ernsthafter Literatur zählt, während die Wunschphantasie "Familienleben als rosaroter Ort der Liebe, Harmonie und Geborgenheit" typisches Thema der Schundliteratur, von "Eine himmlische Familie" usw. ist - weil "Familienleben" als Problemlösung statt Problem in der Wirklichkeit eben ein Ausnahmephänomen und nicht der Normalfall ist. Mit Familiengründung laden Menschen sich üblicherweise eher tausend zusätzliche Probleme und Konflikte auf als dass sie ihre bisherigen Probleme lösen. Biologisch determinierte Sozialbeziehungen statt solche, die auf gegenseitiger Wertschätzung und gänzlicher Freiheit beruhen, scheinen mir etwas Archaisches, Befremdliches. "Zu diesem Menschen stehe ich notwendig in einer besonders engen Beziehung, weil in seinen Adern dasselbe Blut fließt wie in meinen" - wie können aufgeklärte Menschen so etwas als Basis ihrer sozialen Beziehungen akzeptieren? Selbst wenn ich jemals so etwas wie "Kinderwunsch" empfinden würde, wäre mir diese seltsame Blutmystik abscheulich, die sich im Wunsch ausdrückt, das Kind, das man aufziehen will, unbedingt selbst gezeugt haben zu müssen. Warum adoptiert man nicht ein Kind, das bereits existiert und dringend Hilfe benötigt, warum wird ein Stiefkind des

Partners/

der Partnerin so oft als nicht ausreichend befriedigend empfunden, sodass noch ein selbst gezeugtes Kind dazukommen muss, warum dieser barbarische Drang, unbedingt einen Menschen "meines eigenen Blutes" erschaffen zu wollen?

Und überhaupt: Ich verstehe ja die Sehnsucht nach Geborgenheit in engen, dauerhaften emotionalen

Beziehungen - aber wie verstörend ist es eigentlich, sich solche Beziehungen dadurch schaffen zu wollen, dass man einen anderen Menschen jahrelang in seine Wohnung sperrt und ihm das Recht verweigert, zu entscheiden, ob er bleiben will oder nicht? Das Kind hat keine Wahl, ob es seine Eltern eigentlich sympathisch findet und bei ihnen leben will oder nicht, es handelt sich um eine ungleiche Zwangsbeziehung, die für das Kind, dessen Meinung darüber keine Rolle spielt, glücklich sein kann oder - in sehr vielen Fällen - eben nicht. Von einem mündigen, freien, einem auf Augenhöhe begegnenden Menschen geliebt zu werden ist emotional befriedigend, weil es beweist,

dass das Gegenüber interessante und liebenswürdige Züge in einem sieht, sich mit einem wohlfühlt und deswegen gerne in eine soziale Beziehung zu einem eintreten möchte. Von jemandem

geliebt zu werden, der als unfreies, in jeder Hinsicht weit unterlegenes, abhängiges Wesen völlig in meiner Gewalt steht und gar nicht entscheiden darf, nichts mit einem zu tun zu haben, ist doch eine Art von Liebe, die, da sie nicht auf einer freien Entscheidung beruht, wenig befriedigend erscheint. Ich kann mir eine emotional befriedigende Liebe nur zwischen einander als Gleichrangigen

begegnenden freien Menschen vorstellen, die sich aus Neigung dafür entschieden haben und beidseitige volle Freiheit besitzen, diese Beziehung wieder zu beenden, nicht aber in einer so unfreien,

erzwungenen Konstellation mit so dramatischem Machtungleichgewicht zwischen den Beteiligten. Die Projektionsfläche Kind, die damit verbundene Hoffnung auf bedingungslose, unkomplizierte Liebe eines weit unterlegenen, abhängigen, unfreien Wesens erscheint mir bisweilen geradezu als ein Ausweichen vor der schwierigen Aufgabe, sich die dauernde Wertschätzung freier, gleichrangiger, mündiger Menschen (Die sie einem eben auch wieder entziehen können!) zu erwerben

und sie zu bewahren und auszubauen.

All das finde ich wenig anziehend bis befremdlich. Ich kann nicht erkennen, warum ich damit rechnen

sollte, dass Familiengründung mich zu einem glücklicheren Menschen mit einem schöneren, sorgenfreieren Leben machen wird (Und wenn man davon sowieso gar nicht ausgeht: Warum dann Kinder bekommen? Aus staatsbürgerlich-nationalem Pflichtgefühl?). Das ist der erste Aspekt. Der zweite ist: Mich würde, selbst wenn ich jemals Kinder hätte und das als schön empfände, ein überaus schlechtes Gewissen plagen. Ich halte Existenz nicht für einen Wert an sich. Nackte Existenz

ist nichts Schönes und Gutes. Schön und gut können nur konkrete positive Erlebnisse und Empfindungen innerhalb der Existenz sein. Wieviele man davon im Leben bekommt, ob sie häufiger

als die negativen, schmerzhaften Erlebnisse und Empfindungen sind, ist aber pure Lotterie.

Wenn ich einen Menschen zeuge, habe ich keine Ahnung, was für ein Leben ihn erwarten wird, ob ich ihm mit dem Leben etwas Schönes schenke oder ihn zu einer schweren Strafe verurteile. Mir scheint, Glück ist im menschlichen Leben eher eine seltene Ausnahmerecheinung, Unglück und

Unzufriedenheit dagegen der zu erwartende Normalzustand. Mir scheint, die Wahrscheinlichkeit ist deutlich höher, dass ein Mensch insgesamt mehr negative als positive Erlebnisse und Empfindungen sammeln wird. Und mir scheint, es gibt im menschlichen Leben eine Reihe von Leiden, die so schwer wiegen, dass sie durch kein mögliches positives Erlebnis aufgewogen werden, so die lebenslange schmerzliche Auseinandersetzung mit unserer Sterblichkeit - in dem Moment, in dem ich einen Menschen zeuge, verurteile ich ihn auch zum Tode und zu allen Ängsten und Leiden, die ihm vorangehen. Man mag einwenden, dass meine Wahrnehmung hier subjektiv verzerrt ist, weil ich immer ein ziemlich unglücklicher, zu Depression und Fatalismus neigender Mensch war, geplagt von allen möglichen Ängsten. Diese Möglichkeit gestehe ich ohne Weiteres zu. Aber: Dass ich so empfinde, beweist ja die Möglichkeit, dass Menschen und eben auch ein von mir gezeugter neuer Mensch das Leben als etwas so Trübes, Bedrückendes empfinden kann, und so geht es zig Millionen. Wenn ich einen Menschen zeuge, weiß ich nicht, ob er einmal ein heiterer Sonnenschein sein wird oder lebenslang chronisch depressiv und unglücklich. Die realistische Möglichkeit von zweiterem scheint mir ein guter Grund, das Experiment sein zu lassen. Wer nicht existiert, kann unmöglich an seiner Nichtexistenz leiden. Wer existiert, aber massiv an seiner Existenz. Mit Nichtexistenz ist man immer auf der sicheren Seite. Angenommen, ich zeuge ein Kind, dessen Leben sich dann als eine einzige Reihe von Katastrophen entpuppt, und angenommen, dieses Kind stellt mir dann einmal die Frage, warum das denn eigentlich hat sein müssen - kann ich dann "Weil ich es mir spaßig vorstellte, einen lallenden, lustigen kleinen Menschen in meine Wohnung zu stellen" antworten, ohne zu erröten?

Aus einer willkürlichen Laune heraus Menschen zu erschaffen und damit die Verantwortung für alles auf mich zu laden, was dieser Mensch in den nächsten 80, 90 Jahren erleben wird, wäre eine Last, mit der ich nicht zurecht käme. Ich will nicht schuld daran sein, dass jemand 50-100 Jahre lang eine möglicherweise furchtbare Existenz führen muss, weil ich mir davon kurzfristige persönliche Befriedigung versprach. Einen Menschen zu erschaffen, von dessen künftigen Eigenschaften und von dessen künftigen Schicksal man gar nichts weiß, das erscheint mir nicht als ein Akt bewundernswerten Pflichtbewusstseins, sondern im Gegenteil als Reduktion eines Menschen auf den Status eines reinen Mittels und nicht eines Zwecks. Das würde schwer auf mir lasten. Zweifellos stärker als die so oft beschworene Vorstellung "Pflanze dich fort oder blicke einem einsamen, freudlosen Alter entgegen!".

Ich möchte keine Kinder - bitte akzeptiert das!

<https://www.brigitte.de/liebe/persoenlichkeit/freiwillig-kinderlos--ich-moechte-keine-kinder---bitte-akzeptiert-das--10208544.html>

9.12.2014

von Sarah Diehl

Wenn Frauen freiwillig kinderlos sind, sind Nachfragen sicher. Die Autorin Sarah Diehl fragt sich, was für ein Bild dahintersteckt.

Ich war Teenager, als ich das erste Mal den Film "Harry und Sally" gesehen habe. Eine Szene ist mir schon damals besonders im Gedächtnis geblieben, und nein, ich meine nicht die Episode [im Restaurant](#) ("Ich nehme das, was sie hatte" - Sie wissen schon). Ich meine die Szene, wo Sally, im Film dargestellt von der damals 27-jährigen Meg Ryan, mit ein paar Freundinnen um einen Kaffeetisch herumsitzt und alle Frauen darüber lamentieren, dass ihre biologische Uhr langsam anfangen würde zu ticken. Und dann erklären diese Frauen im Chor, dass es nun aber wirklich höchste Zeit wird, den passenden Mann für die Familiengründung zu finden.

Ich habe mich damals über die Szene geärgert und auch gewundert: darüber, dass keine einzige Frau aus dieser Runde irgendein anderes Lebenskonzept hatte. Ich selber war gerade dabei herauszufinden, wie ich mein Leben gestalten kann, das mir voller Freiräume und Möglichkeiten erschien. Aber im Fernsehen sah ich ständig nur Frauen, denen zwar angeblich alle Türen offen stehen, die aber in Wahrheit natürlich doch nichts anderes als Kind und Kegel wollen, denn das ist ja quasi ihre biologische Vorherbestimmung.

"Eine Frau möchte Mutter sein. Punkt."

Die Angst vor der Endlichkeit der eigenen Gebärfähigkeit war etwas, das alle diese Frauen einte, denn: Eine Frau möchte Mutter sein. Punkt. Heute bin ich Mitte 30, und ich höre die biologische Uhr immer noch nicht ticken. Wenn mir meine biologische Uhr im vergangenen Jahr überhaupt etwas gesagt hat, dann, dass ich im besten Alter bin, um ein Buch über gewollte [Kinderlosigkeit](#) zu schreiben.

Denn dass mein Stündchen angeblich geschlagen hat, darauf weist mich persönlich weder mein Körper noch meine Psyche hin, sondern einzig die Gesellschaft. Die aber dafür permanent und immer lauter. Ich begann also, mich und meine Freundinnen zu fragen, warum eigentlich Kinderlosigkeit bei Frauen als ein solches Schreckgespenst aufgebaut wird. Als Erstes stellte ich fest, wie groß der Redebedarf ist. Sobald ich auf einer Party erwähnte, dass ich gerade zum Thema gewollte Kinderlosigkeit recherchiere, wurde ich regelrecht belagert und mit Fragen oder persönlichen Geschichten bombardiert - und zwar nicht nur von Kinderlosen, sondern auch von vielen Müttern. Was beide gemein hatten: Sie waren es gleichermaßen leid, ihren Lebensentwurf gegenüber dem vorherrschenden Mutter-Ideal verteidigen zu müssen.

Die Mär vom Mutterinstinkt

Junge Frauen haben die gleichen Ausbildungschancen wie Männer, die gläserne Decke ist am Anfang der Karriere auch noch nicht zu sehen. Doch irgendwann, meist, wenn diese Frauen um die 30 sind, werden die Grenzen spürbar. Und natürlich hat der Kinderwunsch daran einen entscheidenden Anteil, wie viele Mütter, mit denen ich gesprochen habe, schnell gemerkt haben:

Es gibt immer noch zu wenige Strukturen, um Erziehungsarbeit zwischen den Geschlechtern und Institutionen gerecht umzuverteilen. Nach wie vor wird von Frauen gerade in [Deutschland](#) erwartet, sich der Mutterrolle ganz hinzugeben, ihr zumindest eine Zeit lang oberste Priorität einzuräumen und andere Ziele weit hintenanzustellen. Mädchen und Frauen merken in unserer Gesellschaft daher früh, dass Kinderkriegen eine Abwägungssache ist: zwischen Autonomie einerseits und der Gefahr von jahrelanger Mehrfachbelastung und Selbstaufgabe andererseits. Kinderlosigkeit mag somit für manche Frauen tatsächlich eine Art Selbstschutz sein.

"Und plötzlich werden aus Frauen ohne Kinderwunsch Frauen mit Kinderwunsch"

Ohne Kinder kommen sie schließlich gar nicht erst in die Situation, Arbeitsbedingungen im Haushalt und bei der Kinderbetreuung hinnehmen zu müssen, die jede Gewerkschaft ablehnen würde. Tatsächlich haben mir einige meiner Interviewpartnerinnen erzählt, dass das Leben ohne Kinder für sie auch ein Weg ist, nicht ganz so viele Kompromisse in Arbeitsleben und Partnerschaft eingehen zu müssen. Aber, und das ist mir wichtig: Das heißt trotzdem nicht, dass nur die Rahmenbedingungen besser werden müssten, und plötzlich werden aus Frauen ohne Kinderwunsch Frauen mit Kinderwunsch. Manchmal haben Frauen nämlich schlichtweg andere Pläne für ihr Leben. Aber das verträgt sich natürlich nicht mit der Mär vom Mutterinstinkt, den Frauen natürlicherweise haben sollen. Und wenn sie dem nicht selbstlos nachkommen, gelten sie als selbstsüchtig, gefühllos und irgendwie nicht normal. Die "Natur" scheint dabei keine Freundin der Frau zu sein, denn sie wird rhetorisch immer gegen ihr Recht auf Entscheidungsfreiheit über ihr eigenes Leben in Stellung gebracht. In den letzten 50 Jahren hat sich in Deutschland viel getan, damit Frauen ein selbstbestimmteres Leben führen können.

Zum einen sind sie nicht mehr zwangsläufig finanziell abhängig von einem Ehemann, zum anderen haben sie aufgrund sicherer Verhütungsmethoden und der Möglichkeit eines Schwangerschaftsabbruchs die Kontrolle über ihre Fortpflanzung erlangt. Vielleicht werden den freiwillig kinderlosen Frauen auch deshalb die angeblich tickenden Uhren vorgehalten: Wenn man ihnen schon keine sonstigen Anreize schaffen kann, will man ihnen nun Angst machen, dass sie aufgrund ihrer "Natur" psychologische Schäden erleiden, wenn sie keine eigene Familie gründen wollen. Unsere Gesellschaft, so scheint es mir, lauert fast spöttisch auf das späte Bedauern der Kinderlosen: "Du wirst das später mal bereuen." Diesen Satz hören Frauen wie ich so häufig, explizit und implizit, dass es schwer ist, ihn nicht zu verinnerlichen und sich zu fragen, ob vielleicht tatsächlich etwas nicht stimmt.

Das Vorteil der Männer

Mutter zu werden, das ist keine rein individuelle Entscheidung mehr. Stattdessen muss Mutterschaft erhalten für nationale und wirtschaftliche Interessen ("Wer soll denn deine Rente bezahlen, wenn du mal alt bist?"), sie soll die Liebe zu einem Partner krönen, sie soll Sinn im Leben stiften. Ich beobachte bei meinen Freundinnen, was passiert, wenn ihnen auf Biegen und Brechen eingeredet wird, dass mit 40 alles vorbei ist, wenn sie keine Familie gegründet haben: Sie zweifeln ihre eigenen Bedürfnisse an, weil ihnen vermittelt wird, dass sie etwas anderes wollen müssen. Dass das so ist, hängt auch mit dem vorherrschenden Frauenbild in unserer Gesellschaft zusammen. Wenn Frauen die klassischen Standards an Jugend und Schönheit nicht mehr erfüllen, wird ihnen angeboten, ihr Selbstwertgefühl durch Ehe und Kinder wiederherzustellen. Wenn sie das nicht "geschafft" haben - tja, dann haben sie eben als Frau gesellschaftlich versagt. Der Blick des Bedauerns, des Zweifelns, der Kritik ist daher so gut wie jeder kinderlosen Frau sicher, die sich so langsam dem Ende ihrer Gebärfähigkeit nähert. Eine Interviewpartnerin brachte es mit der Frage auf den Punkt: "Bin ich denn ein Freak?" Ist sie natürlich nicht. Aber kein Wunder, dass ihr das so vorkommt. Männer haben es da besser, ihnen wird jedenfalls nicht ständig vorgehalten,

dass sie impotent werden, die Anzahl und Qualität der Spermien zurückgeht, dass sie altern und zu erschöpft sein werden für Kinder.

"Als Gegenmodell zur Mutter gibt es nur die verhärmte, gefühlskalte Karrierefrau"

Der Mythos, dass Männer endlos Zeit mit der Familiengründung hätten, hält sich hartnäckig. Dabei bekommt die Mehrheit der Männer statistisch gesehen ebenfalls keine Kinder mehr, wenn sie die 40 überschritten haben. Ihr Vorteil ist mehr ein psychologischer denn ein körperlicher, denn uns wird weisgemacht, dass Männer emotional unabhängiger seien. Männern wird zugestanden, dass sie ihrem Bedürfnis nach Selbstentfaltung in verschiedener Weise nachkommen und deshalb Kinderlosigkeit verkraften können. Die kinderlose Frau hingegen gilt als tragisch und einsam. Oder als Opfer der Emanzipation, das seine natürlichen Bedürfnisse einfach nicht mehr sehen kann. Für kinderlose Frauen gibt es gesellschaftlich gesehen keine positiven Role-Models. Als Gegenmodell zur Mutter gibt es nur die verhärmte, gefühlskalte Karrierefrau (was natürlich lächerlich ist, schon allein wenn man bedenkt, wie wenig Frauen es immer noch in Führungspositionen gibt). Aber davon mal abgesehen:

Das Bild der spröden Frau im grauem Kostüm hinterm Schreibtisch passt weder zu mir noch zu den Frauen, die ich kenne. Für uns ist ein Leben ohne Kind so selbstverständlich, dass wir uns noch nicht einmal bewusst dagegenentschieden haben. Die Frage hat sich für mich und meine kinderlosen Freundinnen einfach nie gestellt. Studien zeigen, dass kinderlose Paare im Durchschnitt zufriedener als Eltern sind. Sie weisen oft einen stärkeren inneren Zusammenhalt auf, da sie mehr gemeinsame außerhäusliche Aktivitäten unternehmen und der intellektuelle und emotionale Austausch größer ist. Ihre Beziehung ist oft gleichberechtigter als die von Elternpaaren, denn normalerweise ist es immer noch die Frau, die ihr Leben mehr den neuen Herausforderungen anpassen muss. Es gibt gute Gründe, Kinder zu bekommen - es gibt allerdings auch gute Gründe dagegen.

Das Renten-Argument

Da gibt es dann aber natürlich noch die Politiker und Medien, die eine niedrige Geburtenrate nicht als Summe einzelner, individueller Entscheidungen sehen, sondern als Katastrophenszenario: Sie sorgen sich um den "Fortbestand der Nation". Da droht zum Beispiel die "Überfremdung", gar das "Aussterben der Deutschen", wenn Migranten mehr Kinder bekommen. Es wird vom Zusammenbruch des Rentensystems, der Pflege und Gesundheitsversorgung geredet. Auch der Fachkräftemangel kann angeblich nur mit mehr Kindern gelöst werden, während Zuwanderung eher als Problem denn als Chance dargestellt wird. Schwierigkeiten in ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen, sozialen und ökonomischen Bereichen werden auf die demografische Entwicklung zurückgeführt, mehr Nachwuchs wird als Allheilmittel angepriesen. Das hat einen doppelten Effekt: Zum einen kann man der Frauenemanzipation die Schuld am angeblichen Niedergang der Nation geben, zum anderen kann man andere politische Lösungen - zum Beispiel die Erleichterung der Zuwanderung, das Erweitern des Familienbegriffs, mehr Geld für Pflegearbeit und Kinderbetreuung - auf die lange Bank schieben.

"Kein Kind zu bekommen bringt eine höhere Umweltbilanz mit sich"

Die Gesellschaftswissenschaftlerin Diana Hummel spricht hier von einer "Demografisierung gesellschaftlicher Probleme". Und der Statistik-Professor Gerd Bosbach hält demografische Langzeitprognosen ohnehin für fragwürdig: "Heutige Finanzierungsprobleme haben mit der demografischen Entwicklung bis 2050 nichts zu tun, aber die Löcher im Sozialsystem werden mit der Angst vor dieser Entwicklung schon heute gerechtfertigt." Wenn die Arbeitslosigkeit wächst und immer mehr Menschen im Niedriglohnbereich arbeiten, hilft auch ein Bevölkerungswachstum

den Rentenkassen nicht. Die Politik müsste die Rahmenbedingungen an die aktuelle Lebensrealität der Menschen anpassen - und nicht umgekehrt versuchen, Konzepte der 50er Jahre vor dem Aussterben zu bewahren. Und wenn wir schon mal ehrlich über die gesellschaftliche Dimension der Kinderfrage reden: Global gesehen wäre eine Reduzierung der Bevölkerung in den Industrienationen eher sinnvoll, zumindest, was unseren Energieverbrauch, unser Konsumverhalten und das Ausmaß unserer Umweltzerstörung betrifft. Ein Forscherteam der Universität von Oregon hat errechnet, dass die Entscheidung, kein Kind zu bekommen, in den Industriestaaten einen zwanzig Mal höheren Effekt für eine positive Umweltbilanz mit sich bringt, als konsequent zu recyceln, ein Hybrid-Auto zu fahren, Strom und Wasser zu sparen. Aber das nur nebenbei.

Das Egoismus-Klischee

Ein viel bedientes Klischee ist, dass die Entscheidung gegen ein eigenes Kind bedeutet, dass man keine gesellschaftliche Verantwortung tragen will. Kinderlosigkeit wird abgestraft als Symptom für die wachsende Entsolidarisierung in der Gesellschaft, wo jeder (beziehungsweise: jede) nur den ganz eigenen Interessen nachgehen will, um spätestens im Alter dann reuevoll allein und verlassen dem Tod entgegenzudämmern. In Wahrheit lässt einem Kinderlosigkeit eher mehr Raum, sich sozial und gesellschaftspolitisch zu engagieren. Und statt sich in die Familie zurückzuziehen, schaffen viele Kinderlose neue Formen des solidarischen Zusammenlebens, die unsere alternde Gesellschaft dringend braucht.

"Alternativen schaffen abseits der gewohnten Kleinfamilie"

Viele meiner Interviewpartnerinnen basteln an Wohnprojekten, Mehrgenerationenhäusern und Landkommunen; und sie versuchen, Themen wie drohende Altersarmut und Pflege darin zu integrieren. Sie machen so auch die Unzufriedenheit über die herkömmlichen Familienkonzepte und Geschlechterverhältnisse nach außen hin deutlich, denn sie schaffen Alternativen abseits der gewohnten Kleinfamilie, die dann auch wieder das Zusammenleben mit Kindern ermöglichen - es müssen ja nicht immer zwingend die biologisch eigenen sein. Einige meiner Interviewpartnerinnen leben in einer Partnerschaft mit jemandem, der bereits Kinder hat, andere unterstützen befreundete Eltern. Es gibt auch so etwas wie soziale Elternschaften. Das ist eine Perspektive, die politisch zwar nicht gefördert wird, aber die tickenden Uhren vieler Frauen vielleicht verstummen lassen kann. Denn Kinder, um die man sich im eigenen Umfeld kümmern kann, gibt es schließlich genug - und die Eltern sind oft für Unterstützung sehr dankbar. Es gibt viele Möglichkeiten, als Frau zu leben. Je mehr Formen von Weiblichkeit sichtbar und "normal" werden, um so mehr kann es Frauen nützen. Und zwar allen Frauen.

Linke Freiheit macht Kleinfamilien!

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/11/02/linke-freiheit-macht-kleinfamilien/>

2. November 2018

Thesen von Nicola

0. Jeder Mensch war einmal ein Baby. Um jeden Menschen hat sich irgendwer gekümmert.

1. Die Kleinfamilie ist der Schrecken der Linken.

Mit der Kleinfamilie sind zwei Erwachsene gemeint, die mit ihren leiblichen Kindern zusammenleben. Die Erwachsenen sind heterosexuell, lieben einander und sind wirtschaftlich voneinander abhängig. Der Vater verdient mehr Geld, die Aufgaben der Mutter sind zu einem größeren Teil unbezahlt. Und die Kinder sind Eigentum der Eltern.

2. Positiv beziehen sich Linke dagegen auf individuelle Freiheit.

Individuelle Freiheit bedeutet, von anderen Menschen unabhängig zu sein und jederzeit spontane Entscheidungen treffen zu können.

3. Ironischerweise hat der Kapitalismus jedoch beide Leitbilder hervorgebracht: Sowohl die Kleinfamilie als auch die individualistische Freiheit.

Der Individualismus stammt vom Menschenbild des Kapitalismus, nach dem jeder Mensch ein freier, ungebundener Marktteilnehmer und Arbeitnehmer sein soll. Im linken Freiheitsverständnis gibt es keinen Markt, aber der Mensch soll sich unabhängig von persönlichen Bindungen und von der Gesellschaft flexibel entfalten können.

Die Kleinfamilie ist das ältere Leitbild im westlichen Kapitalismus. Hier sind nur Männer Marktteilnehmer. Sie sind dadurch ungebunden, dass die restliche Familie ihnen folgt und sie bedient.

Hintergrund für solche Leitbilder ist die Aufteilung in wirtschaftliche und private Sphäre. Mit der kapitalistischen Entwicklung haben sich menschliche Tätigkeiten aufgespalten. Einerseits gibt es bezahlte Arbeit, die den Reichtum der Gesellschaft bestimmt und die sehr ernst genommen wird. Andererseits gibt es unbezahlte Arbeit, die beim Nachdenken über Wirtschaft kaum mitgedacht wird, obwohl sie lebensnotwendig ist. Die Leitbilder beziehen sich auf Menschen, die potent in diesem Wirtschaftssystem agieren können.

Patriarchal sind im Ergebnis beide Konzepte.

4. Im Moment sind Kleinfamilien die Kehrseite des Individualismus.

Als Ausbruch aus den Zwängen der Kleinfamilie suchen Heranwachsende nach individueller Freiheit. Und andersherum:

5. Die individuelle Freiheit von Linken leistet ihren Beitrag dazu, dass neue Kleinfamilien entstehen.

Mit der verbindlichen Fürsorge für Kinder (und andere Pflegebedürftige) ist das linke Freiheitsverständnis nicht vereinbar. Da gibt es fast keinen Unterschied zum Individualismus der restlichen Gesellschaft. Wer dann doch mit Kindern zusammenlebt, muss das alleine oder im kleinsten Kreis organisieren – das ist oft die Kleinfamilie. Paradoxerweise gilt in der linken Szene: Je weniger sich Menschen Kindern gegenüber solidarisch verhalten, desto stärker kritisieren sie die Kleinfamilie.

6. Weil Leute die Rollen von Nicht-Eltern überschätzen, begegnen sie Kleinfamilien mit Unverständnis.

Im selben linken Kontext, in dem Kleinfamilien ein Schreckbild sind, werden Bezugspersonen, die nicht Eltern sind, und Co-Elternschaft hochgehalten. Das ist großartig. Es gibt ja auch jede Menge soziale, nicht biologische Eltern; es gibt viele Familien mit mehr als zwei Eltern, es gibt Bezugspersonen von riesiger und von dauerhafter Bedeutung für Kinder. Im Moment führt die Wertschätzung solcher Rollen aber zur grandiosen Verwechslung mit anderen Beziehungen, die zwischen Kindern und Erwachsenen geknüpft werden, wie Babysitter*in, Mitbewohni, Bekannte*r oder guter Freund*in. Diese Beziehungen als Elternschaft zu bezeichnen ist zu hoch gegriffen. Die Verwechslung zeigt, dass Leute den Umfang der Fürsorge, den ein Kind braucht, nicht kennen und führt zu absurden Schlussfolgerungen.

Dürfen Erwachsene Kinder nicht kennenlernen, wenn sie bald ins Ausland fahren werden, weil Bezugspersonen langfristige Beziehungen führen müssen? Nein, man kann auch mit Kindern befreundet sein, sich gegenseitig vermissen oder sich aus den Augen verlieren! Sollte man von Co-Elternschaft sprechen, wenn man das Kind manchmal ins Bett bringt? Möglich, es kann sich aber auch um den/die Babysitter*in handeln. Ist es eine Care Community, wenn man akzeptiert, dass die Mutter das Kind nicht immer sofort zur Ruhe bringt? Nein, das ist ein Anzeichen dafür, dass die Gemeinschaft keinerlei Verantwortung übernimmt. Ist es dann eine Care Community, wenn man dem Kind antwortet und auch schwierige Situationen teilt? Vielleicht haben in diesem Fall die Erwachsenen schlicht Achtung auch vor Kindern.

Achtung, Akzeptanz, Babysitting, Sympathie und Freundschaft sind wertvolle Erfahrungen für Kinder. Es gilt, sie zu schätzen und ernst zu nehmen. Würdigen kann man auch Rollen, die nicht mit linkem Jargon bezeichnet werden: ein Onkel*, eine Nachbarin*..

Die Wortverwechslung verschleiert, was die übrig gebliebene Bezugsperson zu tun hat. Oder eben zwei übrigbleibende Bezugspersonen.

7. Die Alternative zur Kleinfamilie heißt in der Regel nicht Care Community, sondern Ein-Eltern-Familie

In einer Kleinfamilie, in der zwei Eltern sich ähnlich viel um ein Kind kümmern, hat zumindest eine Person mehr Verantwortung für ein Kind übernommen als in vielen anderen Fällen. Das kann man ruhig würdigen.

Denn die Regel ist, dass Mütter sich um Kinder kümmern, ob innerhalb einer Partnerschaft oder in der Form einer Ein-Eltern-Familie. Das gilt für Linke nicht wesentlich weniger als für alle anderen.

Ja, klar, es gibt die Väter*, die gefeiert werden für jede Nudel, die sie kochen. Aber gibt es nicht auch genug Väter*, deren Wunsch nach Freiheit eine hinreichende Erklärung dafür ist, dass sie ihr Kind nur besuchen kommen können? Und Mütter*, deren Wunsch nach Unabhängigkeit nicht etwa mit sich bringt, dass sie ihr Kind abgeben, sondern dass sie es ganz allein versorgen müssen?

Unabhängig davon, ob die Eltern ein Paar sind: Ein Vater*, eine lesbische zweite Mutter* und eine Co-Mutter*, die gleichberechtigt mit einem zweiten Menschen für ein Kind sorgen, passen in die bestehende Lohnarbeitsorganisation überhaupt nicht hinein. In die meisten Erwartungen auch nicht. Natürlich entgehen solche Leute nicht den Zwängen der Kleinfamilienstruktur, aber sie setzen dem patriarchalen Familienmodell eine schönere Form der Solidarität entgegen.

8. Die Lösung für das Zwangssystem Familie ist nicht: abwarten, wen das Kind sich sucht

Manche Linke fordern, dass Kinder sich ihre Bezugspersonen frei aussuchen sollen. Das Schlagwort dazu ist das sogenannte Zwangssystem Familie. Dabei geht es darum, dass Kinder ihren Eltern ausgeliefert sind. Das ist Fakt, und das Ergebnis ist oft brutal fürs Kind. Aber was ist die Alternative? Das Bindungsverhalten von Kindern funktioniert so, dass sie den ersten Menschen, die für sie

sorgen, lange emotional ausgeliefert sind. Dazu kommt, dass sie ihre Ernährung, Hygiene und ihr Erfahrung-Sammeln jahrelang nicht selbst organisieren können. Falls sich kein Mensch bereit erklärt, eine absolute, praktische und liebende Verantwortung für ein Baby zu entwickeln, ist das Glück und das Überleben des Kindes gefährdet. Wer dieser Mensch oder diese Menschen sein könnte oder könnten, kann das Baby sich nicht aussuchen. Mit Biologie hat die Frage, wer das sein könnte, trotzdem nichts zu tun. Wohl aber mit einer uneingeschränkten Entscheidung eines Erwachsenen. Erwachsene müssen für Neugeborene die Verantwortung übernehmen. Denn das Kind kann in der folgenden Zeit Beziehungen knüpfen und gestalten, nicht aber selbst seine Versorgung und seine emotionale Bedürfnisbefriedigung organisieren. Kinder können sich die Erwachsenen in ihrem Leben zuerst nicht selbst wählen. Aus ihrer wachsenden Eigenständigkeit ergibt sich dann ihr Anrecht darauf, die Beziehungen zu Erwachsenen, die sie führen wollen, zu gestalten. Alles andere ist nicht Freiheit, sondern Verlassenheit.

9. Die Zerschlagung alter Strukturen führt bisher zur Bindungslosigkeit anstatt zu Solidarität.

Verheiratete Paare zum Beispiel wurden zwar von den Zwängen der lebenslangen Ehe befreit, doch oft ist im Ergebnis ein Vater* allein und eine Mutter* alleingelassen in der Sorge für ein Kind. Genauso gilt nun für Linke: Wer zuallererst damit loslegt, Kleinfamilien zu zerschlagen, lässt wahrscheinlich Kinder und Erwachsene im Stich.

Viele Leute sind auf der Suche nach einer kollektiven Form der Solidarität und der Fürsorge. Ein guter Anfang ist Wertschätzung dessen, was getan wird. Schätzt richtig ein, wer welche Arbeit macht! Ein Kind braucht bedingungslose Liebe und Versorgung. Es gilt, vielfältige Bindungen einzugehen und deren Eigenheiten zu erkennen. Niemand sollte sich schuldig fühlen, für kein Kind eine Elternrolle inne zu haben.

10. Die Basis für die ersehnte care revolution ist sicher eine kinderfreundliche linke Szene

als Vorreiterin einer kinderfreundlichen Gesellschaft. Die Rollen von Nicht-Eltern werden nicht nur manchmal überschätzt, sie werden auch unterschätzt. Leben Kinder in einer Welt, in der nur die eigenen Eltern ein Lächeln erwidern oder bei einem Problem einspringen? Welche Solidarität üben Erwachsene Kindern gegenüber angesichts der Zumutungen, die jene aufgrund ihres Kind-Seins erfahren? Auch Eltern sind für die meisten Kinder nicht Eltern und haben die Wahl, wie verantwortungsvoll und achtungsvoll sie auf Kinder eingehen. Bedingungslos muss die Beziehung erster Bezugspersonen zu einem Baby sein, aber bedingungslos ist auch des Babys Recht, in einer Gemeinschaft akzeptiert zu werden: als Mitbewohner*in oder als Familienmitglied; als Mensch.

Es gibt keinen Grund, Kleinfamilien zu romantisieren. Das gleiche gilt aber für Individualismus. Überschreiten wir diese Konzepte! Und zwar so:

11. Nicht zuerst Kleinfamilien zerschlagen, sondern Solidarität üben!

Das heißt: Lebensstrategien gegenseitig anerkennen, Kinder wahrnehmen, Bindungen eingehen, Freiheit nicht im Alleingang suchen!

*Autor*in:*

Nicola

I don't Care!

Ohne Kinder in den Kommunismus?

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/07/27/i-dont-care/>

27. Juli 2018

Von Paul

In so gut wie allen gesellschaftlichen Milieus gehören Kinder mit dazu. Nicht nur in der stinknormalen spießigen Kleinfamilie mit zwei Kindern, Hund und Trampolin in Doppelhaushälfte sind Kinder eine Selbstverständlichkeit. Sondern genauso in unterprivilegierten wie sehr wohlhabenden Schichten. Sind Kinder in ärmeren Verhältnissen teilweise derart selbstverständlich, dass Jugendliche und junge Erwachsene hier schon Eltern werden, obwohl sie selber noch bei ihren Eltern wohnen, gelten sie in reichen Kreisen als Statussymbole, die sich, gezielt geplant, mit der Karriere vertragen müssen.

Anders in unseren linken bis linksradikalen Milieus, hier sind Kinder keinesfalls selbstverständlich, denn sie vertragen sich weder mit den linken Karrieren, noch ist es irgendwie cool oder angesagt in unseren Kreisen Kinder zu kriegen. Kinder kommen eher trotz als wegen linken Lifestyles, weshalb sie und ihre Eltern in der linken Szene nur am Rande dazugehören und nicht selten raus gedrängt werden, wenn auch nicht in direkter persönlicher Absicht, so doch strukturell bedingt.

Warum aber sind Kinder und ihre Eltern so marginalisiert in unserem linken Milieu und wie können unsere Zusammenhänge kinder- und elternfreundlich werden, ohne gleichzeitig so angepasst und systembejahend zu werden wie der Rest der Gesellschaft?

Vermutlich ist die Frage schon falsch gestellt, übernimmt sie doch das gängige linke Vorurteil vom Zusammenhang von Kindern und Anpasstheit an die bürgerlichen Verhältnisse.



[Autonomis Einwüfe gibts in den Sprechblasen]

Dem verständlichen Abgrenzungswillen gegen die Zumutungen und Fremdbestimmungen unsere Gesellschaft und ihrer falschen Freiheit, wie sie in diesem Sticker auf den Punkt gebracht sind, wird die Idee der Unabhängigkeit und Selbstbestimmung gegenübergestellt, die demnach nicht mit Kindern zusammengedacht werden kann.

Halt mal, nur weil ich kein Bock auf Kinder habe, bin ich ja nicht gleich kinderfeindlich! Außerdem verlangst du jetzt im Ernst, dass wir alle eigene Kinder kriegen?



Natürlich müssen nicht alle Menschen Kinder bekommen, aber so zu tun, als würden sie nicht dazugehören, oder nur die Anderen betreffen, ist eine zutiefst antigesellschaftliche und damit asoziale Position, die null emanzipatorisches Potential birgt. Denn ohne Kinder kein Fortbestand menschlichen Lebens und damit jeder Form von Gesellschaft. Auch eine nachkapitalistische bessere Gesellschaft wäre ohne Kinder spätestens nach 100 Jahren vorüber.

Klar gibt es radikal feministische Positionen, die sich bewusst gegen Kinder und Mutterschaft, und/oder gegen Männer im Allgemeinen aussprechen. In einer patriarchalen Gesellschaft eine nachvollziehbare Position, doch leider auf Dauer ohne emanzipatorisches Potential, soll mit dem Patriarchat nicht die Menschheit an sich verschwinden. Auch ein Ziel, aber das wäre auf andere Weise schneller und gründlicher zu erreichen. Während die radikal feministische Position kaum noch verbreitet ist, ist die Ausgrenzung von Eltern und Kindern weiterhin gängige Praxis in unserem Milieu. Bei anderen Aufgaben der Reproduktion ist das inzwischen, dank feministischer Kämpfe, bei uns angekommen. Männer die mit Putzen und Kochen nichts zu tun haben wollen, holen sich mindestens einen verbalen Arschtritt ab. Dagegen bilden Menschen, die kein gesteigertes Interesse an Kindern haben den Kern unserer Szene und bringen sich gegenseitig auch viel Verständnis für ihr Desinteresse entgegen, sollte es überhauptmal zur Sprache kommen. Dieses Desinteresse ist übrigens ein zutiefst sexistisches, trifft es doch zum Großteil Frauen, die mit den die Kinder betreffenden Reproduktionstätigkeiten alleingelassen werden. Anstatt sich also diese notwendigen, da Gesellschaft an sich reproduzierenden, Reproduktionstätigkeiten untereinander solidarisch aufzuteilen, wird lieber ganz auf Kinder verzichtet. Weshalb die, die dennoch Kinder haben, mit diesen alleine gelassen werden. Aus weiblicher Perspektive ist es nachvollziehbar, lieber ohne Kinder zu leben, als alleine mit Kindern. Dass die allermeisten Männer, auch die linken, es natürlich finden sich nicht in gleichen Teilen zeitliche wie emotionale um Reproduktionstätigkeiten zu kümmern, egal ob putzen, kochen oder Kinder betreuen, sondern diese Tätigkeiten wie selbstverständlich auf Frauen auslagern, ohne dass es ihnen unangenehm wäre, ist erbärmlich.

Die männliche Selbstherrlichkeit und ihre radikalfeministische Antwort mal ausgeklammert, wie ließe sich ein Zusammenleben mit Kindern in die herrschenden Vorstellungen von Autonomie, verstanden als Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, integrieren? Und woher kommen eigentlich unsere spezifischen Vorstellungen von Unabhängigkeit und Selbstbestimmung?

Die Jugend als Ausgangspunkt individueller Autonomievorstellungen

Autonomie bezeichnet „den Zustand der **Selbstbestimmung, Unabhängigkeit** (Souveränität), Selbstverwaltung oder Entscheidungsfreiheit.“ (Wikipedia). Autonomie hat in erster Linie etwas mit politischer Selbstbestimmung zu tun und ist in diesem Sinne ein wichtiger Punkt auf dem Weg in eine nachkapitalistische Gesellschaft. Individuelle Autonomievorstellungen erweitern diesen Begriff auf jegliches Verhältnis zwischen dem Selbst und den Anderen, bei dem mentale Eigenständigkeit und/oder individuelle Ungebundenheit besteht. Diese spezifisch individuellen Autonomievorstellungen bilden sich in Kindheit und Jugend heraus.

Die Kindheit: In vorkapitalistischen Gesellschaften mit überwiegender Subsistenzproduktion, also nur wenig Mehrprodukt, wurden Kinder, sobald sie die notwendigen basalen motorischen und geistigen Fähigkeiten hatten, auf Tätigkeiten der familialen Reproduktion vorbereitet. In Bauern- und Handwerksfamilien halfen sie schon in jungen Jahren auf dem Feld, im Haushalt oder der Produktion, in wohlhabenderen, bürgerlichen Familien wurde sie durch HauslehrerInnen in ihre spätere gesellschaftliche Position hinein diszipliniert und gebildet. Durch die Herausbildung kapitalistischer Verhältnisse wurden viele Familien ihrer Subsistenz beraubt und die Kinder proletarisierter Familien wurden nicht nur teilweise in den Fabriken geboren, sondern auch sobald

sie dazu fähig waren dort als Arbeitskräfte ‚beschäftigt‘. Zu Beginn des 19. Jh war ein Drittel der FabrikarbeiterInnen in den USA zwischen 7 und 12 Jahren alt, erst seit 1973 ist Kinderarbeit durch ein ILO Richtlinie international geächtet. Das kindliche Spiel ging somit, außer in den herrschenden Schichten, direkt in die Arbeit über, ein Übergangszeitraum, auch Jugend genannt, war nicht vorgesehen.

Die Jugend: Erst im späten 19. Jahrhundert begann sich das Phänomen der Jugend zunächst in bürgerlichen Kreisen herauszubilden. Einer der Auslöser war die Verwissenschaftlichung der Produktion, also der Bedarf an immer umfassender und spezialisierter ausgebildeten Arbeitskräften. Dieser Bedarf steigt immer weiter, sodass inzwischen in den hoch industrialisierten Gesellschaften alle Kinder von ihrem 6ten bis mindestens zu ihrem 16ten Lebensjahr Schulbildung erhalten und über 50 Prozent eines Jahrgangs in der BRD nach dem Abitur mit etwa 18 Jahren noch ein langjähriges Studium dranhängt. Gerade aus letzterem Teil der Jugendlichen aus Akademiker-Haushalten speist sich ja auch die linke Szene. Folglich bleibt über der Hälfte der Jugendlichen, Tendenz steigend, vom Beginn ihrer Jugend mit 13 Jahren bis zum Eintritt in das Berufsleben ein Zeitraum von mindesten 10, wenn nicht gar über 15 Jahren, in dem neben der Ausbildung, oft noch einiges an Zeit für allerlei anderes, vor allem Selbstbezogenheit bleibt.

In dieser Lebensphase in der sich die allermeisten Jugendlichen mehr oder weniger aus der Kontrolle und den Erwartungen ihrer Eltern emanzipieren, entsteht mit wachsender **Selbstständigkeit** das Gefühl von **Unabhängigkeit**: Du bist immer öfter ohne Eltern unterwegs, ab und zu kochst du dir mal selber was, du erlebst häufiger Streits mit anderen ohne elterliche Schlichtung und du kannst vermehrt eigene Entscheidungen treffen, immer öfter auch gegen den Willen oder ohne die Zustimmung, oder das Wissen deiner Eltern. Was allgemein bei soviel neu gewonnenen Freiheiten, Entscheidungskompetenzen und mentaler Eigenständigkeit vergessen wird, ist die fortbestehende logistische und ökonomische Abhängigkeit von den Eltern, denn auch wenn du mit deinem Taschengeld machen kannst was du willst, kommt es dennoch von deinen Eltern und dann wären da ja noch die Wohnung, das Fahrrad, das Auto, die Kleidung, das Essen, Handy, Laptop und Fernseher etc.. Und auch bei vielen anderen Sachen wärst du ohne deine Eltern ziemlich aufgeschmissen gewesen, sei es die Begleitung aufs Revier, als du das erste Mal beim Klauen erwischt wurdest, oder die Hilfe bei den Hausaufgaben und der Besuch des Elternsprechtags, damit deine Versetzung in die nächste Klasse doch noch klappt, oder der Anruf beim Arzt, um einen Termin auszumachen, weil der Intimbereich juckt.

Aber der Auslandsaufenthalt ganz alleine, also nicht ganz alleine, da war ja noch die Gastfamilie und, ach ja, noch das Reisegeld. Mist.



Mag die freie Verfügung über das zugeteilte Taschengeld noch Unabhängigkeit vorgaukeln, sticht bei genauerer Betrachtung die vollkommene

ökonomische und logistische Abhängigkeit von den Eltern schmerzhaft ins Auge. Die bei den meisten auch noch während des Studiums besteht und erst mit dem Beginn der Lohnarbeit, also Ende 20, Anfang 30, überwunden wird. Mal ganz abgesehen von der mentalen Abhängigkeit, selbst mit Ende 20, wenn du mal wieder zu Besuch bist: „Ja Mama, ja ich kümmer mich drum ... ; Achso und könntest du mir noch ..., Danke!“.

Jetzt wo sich das damalige Gefühl von individueller jugendlicher Unabhängigkeit und Selbstständigkeit überwiegend als Schein entpuppt hat, lohnt sich ein Blick auf die gefühlte Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bei Erwachsenen.

Genau, denn spätestens, seitdem ich zuhause ausgezogen bin und ökonomisch auf eigenen Beinen stehe und nicht mehr ständig Rat bei meinen Eltern suche, führe ich doch ein unabhängiges und selbstbestimmtes Leben.



Das ist zwar durchaus zutreffend, allerdings nur auf Basis eines gesellschaftlichen Ganzen. Zwar gibt es auch Versuche nicht nur mental, sondern auch im Hinblick auf die notwendigen Lebensmittel möglichst unabhängig und selbstbestimmt zu leben, aber selbst die Bewohner*innen des autonomen Wagenplatzes mit Kompostklo und Frischwasserbrunnen müssen essen und sind auf Werkzeug und Medizin angewiesen. Auch wenn alles geklaut wird, muss es von irgendwem hergestellt worden sein und werden sie erwischt, dann kommt die Polizei.

Persönliche Unabhängigkeit und Selbstbestimmung, in mentaler, ökonomischer und politischer Hinsicht sind also niemals total, sondern immer an den gesellschaftlichen und familiären Kontext gebunden, dementsprechend können sie mal kleiner mal größer sein.

Die Abhängigkeit und Unselbstständigkeit der Kindheit geht einher mit **Verantwortungslosigkeit** gegenüber sich selbst und anderen. Während sich in der Jugend nach und nach Selbstständigkeit entwickelt und damit Unabhängigkeit gegenüber den Eltern und dadurch auch immer mehr Verantwortung für sich selbst und die eigenen Entscheidungen übernommen werden muss, bleibt die Verantwortungsübernahme für andere merkwürdig unterentwickelt. Auch wenn beide Eltern arbeiten, sind die jüngeren Geschwister betreut von Kindergarten oder Schule und da die eigenen Eltern noch nicht pflegebedürftig sind und noch keine eigenen Kinder existieren, muss wenn es hoch kommt gerade mal für den Wellensittich oder das Meerschweinchen Verantwortung übernommen werden.

In der Jugend paart sich das Gefühl von Selbstständigkeit und Unabhängigkeit mit einer häufig ausgeprägten realen Verantwortungslosigkeit (mag sie sich auch manchmal als ihr Gegenteil anfühlen: immer muss ich auf meinen kleinen Bruder aufpassen damit meine Eltern mal ausgehen können) gegenüber den engsten Mitmenschen, oft genug auch noch gegenüber sich selbst, der Umwelt und allem anderen. Umgekehrt wird die Übernahme von Verantwortung in Zusammenhang mit den Institutionen und Situationen der Fremdbestimmung und Abhängigkeit erfahren. Sobald in der Schule, Uni oder Ausbildung vermehrt Verantwortung übernommen werden muss, soll wenigstens die Freizeit frei davon sein und bleiben.

Diese **zwei Dreiklänge** aus Selbstständigkeit, Unabhängigkeit und Verantwortungslosigkeit auf der einen Seite und Fremdbestimmung, Abhängigkeit und Verantwortung auf der anderen Seite sind der Ausgangspunkt fast aller jungen Menschen, wenn sie in die ernste Welt des Erwachsenseins starten, also auch derjenigen die ins linke Milieu finden. Hier wird der erste Dreiklang unkritisch übernommen und es gilt den zweiten Dreiklang zu bekämpfen um sich von den Zwängen der Ausbildung, des Jobs und des kapitalistischen Systems als Ganzem zu befreien. Bis das geschafft ist, wird versucht schon möglichst autonom zu leben und da ist jede Verantwortungsübernahme eine Belastung, die nicht auf den ersten Blick mit dem Ziel der Emanzipation in Verbindung gebracht

werden kann.

Also ich übernehme Verantwortung für das Erreichen unserer Ziele und es gibt ja auch wirklich viele wichtige Dinge, die einiges an Zeit, Ruhe, Kraft und Verantwortung erfordern: Die Tresenschicht bei der Soli-Party, der Lautschutz bei der Demo, das Layout und Verteilen von Flyern, die Moderation vom Plenum und dann braucht die Awareness-Crew noch Leute und wir wollten ja auch noch dem Jobcenter die Scheiben einschmeißen gehen Und wenn es mir mal zu viel wird, dann kann ich mir ne Auszeit nehmen und dann wirds eben nicht gemacht oder es wird sich schon wer finden.



Und plötzlich kriegt eine Genossin ein Kind. Worauf sie in der darauf folgenden Zeit nach und nach etwa folgendes zu hören kriegt:

Hat wohl nicht so gut geklappt mit der Verhütung? Ach so du wolltest das Kind. Und wie willst du das dann machen mit Kind und Aktivismus gleichzeitig? Ich fänds ja cool wenn du dann trotzdem manchmal noch vorbeikommst.

Komisch ist euch auch aufgefallen, dass sie schon länger nicht mehr da war, ist wahrscheinlich voll anstrengend und nervig mit so nem Kind, wie hieß das nochmal?



Das Plenum verlegen? Aber das war doch schon immer abends, wir könnten ja ne Kinderbetreuung organisieren. Ach so das Kind muss dann schon ins Bett, hm naja wir machen mal nen dudle.

Wow ist die Kleine große geworden. Hab gehört ihr seid aus der WG ausgezogen. War es euch zu viel? Aber jetzt könnt ihr die Ruhe in eurer neuen Wohnung ja genießen. Ach so ihr wärt gerne wohnen geblieben?

Merkt ihr, wie die nur noch über Kinder reden, wenn du die mal triffst. Ich seh die ja kaum noch, wirklich aktiv sind die wohl nicht mehr, seit das Kind da ist. Tja so gehen die Ideale flöten! Was, die wären gerne dabei geblieben, dass hätten sie sich ja mal vorher überlegen können, man kann halt nicht alles haben!

Verantwortung für andere zu übernehmen, gerade für Kinder, ist eben etwas qualitativ anderes, als eine Tresenschicht oder Plenumsmoderation zu übernehmen. Die Verantwortung für ein Kind wirst du nicht mehr los und sie wird dir auch nicht abgenommen, es sei denn du machst dich aus dem Staub. Denn Verantwortung für Kinder ist verbindlich und langwierig und es erschließt sich scheinbar für viele nicht, wie diese Verantwortungsübernahme uns unseren Zielen einer besseren Gesellschaft näher bringt, denn sie lässt sich weder mit der herrschenden linken Praxis verbinden noch mit dem vorherrschenden linken Verständnis von Autonomie zusammendenken.

Auch die zweite Frage war somit falsch gestellt, denn das Problem ist nicht, wie sich Kinder in die herrschenden Vorstellungen von Autonomie im linken Milieu integrieren lassen, sondern wie diese Vorstellungen selbst, da sie Kindern und Eltern nicht gerecht werden können, zu verändern sind. Es gilt also die individuellen Autonomievorstellungen kritisch zu hinterfragen und zu verändern.

Aber in welche Richtung muss sich unser Verständnis von Autonomie verändern damit es dem Ziel einer besseren Gesellschaft gerecht wird?

Der Weg der Emanzipation

Ziel unserer Emanzipation ist die umfassende Veränderung der gegenwärtigen Gesellschaft, damit die Aufhebung jeglicher Herrschaftsstrukturen, der Konkurrenz um Macht, Geld, Zeit und Ressourcen, der Vereinzelung, sowie der Entfremdung von unseren Tätigkeiten, deren Produkten, uns selbst und damit auch den anderen Menschen und der Natur. Den herrschenden Zustand, in welchem wir unsere Fähigkeiten und Bedürfnisse verstümmeln und diese über Geld miteinander vermitteln, wir uns somit gegeneinander und abstrakt hinter unseren Rücken vergesellschaften, wollen wir in eine bewusste konkret Vergesellschaftung überführen, in der wir unsere Fähigkeiten und Bedürfnissen miteinander frei entfalten können und wir uns dadurch als Teil eines gesellschaftlichen Ganzen begreifen, in welchem wir uns in unseren individuellen und gleichzeitig gesellschaftlichen Tätigkeiten selbst und damit das Ganze verwirklichen (Keiner hat das schon so früh und prägnant auf den Punkt gebracht wie Marx in den Pariser Manuskripten von 1844).

Damit wir diese Ziele verwirklichen können, müssen diese schon in unserem Verhalten erkennbar sein, die Mittel auf unserem Weg der Emanzipation müssen ihrem Zweck entsprechen. Diese Erfahrung bleibt zurück aus allen bisherigen großen Emanzipationskämpfen, ob Russland 1917, Spanien 1936, oder 1968. Die Revolutionen und Revolten sind im Großen in den herrschenden Verkehrsformen hängen geblieben, auch wenn es starke Momente der Revolutionierung dieser Verkehrsformen gab, konnten diese nie in der Masse umgesetzt und dann auch durchgehalten werden, dies ist aber zentral, soll die Veränderung tatsächlich grundlegend und allumfassend sein. Die Veränderung muss das gesellschaftliche Ganze betreffen und nicht nur einige Teilbereiche, es reicht nicht die Produktion umzugestalten, gleichzeitig muss sich auch der Reproduktionsbereich verändern.

Und während nur die wenigsten in der linken Szene im Produktionsbereich unterwegs sind, betrifft der Reproduktionsbereich uns alle. Hier gibt es auch keine Ausreden mehr das eigenen Verhalten nicht zu verändern, denn es gibt keine Chefs, keine Gewerkschaftsführung und keine politisch-taktischen Kompromisse und erst recht keine 'notwendige' strategische Zurückhaltung, um das Agitationsobjekt da abzuholen wo es vermeintlich steht, ohnehin eine sehr fragwürdige, bevormundende und arrogante Herangehensweise. Die Losung das 'Private ist Politisch' war nicht als Lippenbekenntnis gedacht, sondern ernst gemeint. Es wäre viel gewonnen würden wir es schaffen unsere eigenen Verhaltensweisen im Reproduktionsbereich zu revolutionieren, gerade auch was das Zusammenleben mit Kindern angeht.

Aber hierfür müssten wir unsere **Vorstellungen von Autonomie** überdenken und verändern und das scheint gar nicht so leicht. Wie gezeigt, hat sich unsere Vorstellung von Autonomie eng mit dem Zustand der Verantwortungslosigkeit gegenüber anderen verknüpft, langfristige verbindliche Verantwortung für andere zu übernehmen scheint daher keine Option. Aber genau diese langfristige Verbindlichkeit ist nötig um sich auf Kinder einzulassen. Denn die wirst du in der Regel nicht mehr los und bis die ausziehen und ein eigenständiges Leben führen, vergehen 15 bis 25 Jahre, wie du an dir selber nachvollziehen kannst. Da Kinder nun mal trotzdem zu jeglicher Form von Gesellschaftlichkeit dazugehören, sollten wir uns lieber überlegen, wie wir sie in unser Leben integriert kriegen ohne dabei unsere Unabhängigkeit und Selbstbestimmung aufgeben zu müssen. Denn bedeuten Kinder für ihre engsten Bezugspersonen, in aller Regel ausschließlich ihre Eltern, oft auch nur ihre Mutter, einen tatsächlichen Verlust von Selbstbestimmung und Unabhängigkeit. Als erstes ist es dafür hilfreich Autonomie nicht weiter als Ungebundenheit und diese dann als Voraussetzung für Selbstbestimmung zu verklären. Vielmehr sollte individuelle Autonomie in kollektive Autonomie aufgelöst werden. Denn wie das individuelle Leben nur in Abhängigkeit zu anderem Leben existieren kann, ist auch jede Form von Selbstbestimmung an ihren Kontext gebunden und der ist nie frei von anderen Menschen. Autonomie müsste demnach als **selbstbestimmte Abhängigkeit**, also kollektiv gedacht werden, wie es auch schon mal in den

späten 80ern auf einem Transparent bei einem Kongress der linken Szene zu lesen war:
„Autonomie heißt selbstbestimmt Abhängigkeit!“

Gestartet bei der Suche nach den Ursprüngen individueller Autonomievorstellungen und angelangt bei der Erkenntnis ihrer realen Unmöglichkeit, macht es jetzt Sinn die Möglichkeiten kollektiver Autonomie auszuloten und zu überprüfen, inwiefern sie den Zielen unserer Emanzipation gerecht werden.

Autonomie als selbstbestimmte Abhängigkeit

Die als individuelle falsch verstandene Autonomie ist also immer nur eine mehr oder weniger an Abhängigkeit, Selbstbestimmung und Verantwortung. Die Lebensphase in der die Autonomie am größten scheint, beschränkt sich ja nur auf die wenigen Jahre der Jugend und des jungen Erwachsenseins und endet oft jäh mit dem Eintritt in den Berufsalltag oder der Geburt des ersten eigenen Kindes. Diese vermeintliche individuelle Autonomie müsste eigentlich ehrlicher Weise als unabgesprochenes Ausleben individualisierter Vorstellungen auf den Schultern anderer bezeichnet werden. Eine Lebensweise die sich überhaupt nicht mit unseren emanzipatorischen Zielen und Idealen vereinbaren lässt. Doch gerade in der linken Szene lässt sich diese Phase oft noch ausdehnen, denn erstens wird ein Einstieg in einen normalen Berufsalltag und zweitens die Geburt eines Kindes möglichst vermieden.

Da es ja aber nicht darum gehen kann normale Lohnarbeitsverhältnisse und Kleinfamilienstrukturen, die für sich genommen erst einmal alles andere als emanzipatorisch sind, irgendwie in die linke Szene zu integrieren, müssen wir Alternativen formulieren und auch zu leben beginnen. Vor allem auch dann, wenn wir von einer Szene zu einer gesellschaftsverändernden Bewegung werden wollen.

Also ich kenn einige Hausprojekte in denen auch Kinder leben und in meiner WG wohnt auch nen Kind!



Natürlich gibt es auch schon ein paar gelebte Alternativen, gerade auch was das kollektive Zusammenleben mit Kinder angeht, doch zeigt die Erfahrung, auch meine eigene, dass diese Alternativen oft mehr Schein als Sein sind, insbesondere was die kollektive Bezugnahme auf Kinder angeht und deshalb leider häufig scheitern. Woran es leider auch allen Zusammenlebensformen mit Kindern mangelt, die ich kenne, – du kennst Gegenbeispiele? Nur her damit! – ist eine kollektive, verbindliche und langfristige Verantwortungsübernahme von Erwachsenen gegenüber Kindern die im biologischen Sinne nicht die eignen sind.

Diese **kollektive, verbindliche und langfristige Verantwortungsübernahme für andere** muss der emanzipatorische Kern einer Autonomie sein, die sich als selbstbestimmte Abhängigkeit versteht.

Wie könnte die kollektive, verbindliche und langfristige Verantwortungsübernahme gegenüber anderen, insbesondere Kindern konkret aussehen?

Ich denke dabei an Formen des Zusammenlebens, in denen sich mehrere Menschen unterschiedlichen Alters zusammenfinden und miteinander ihr Leben verbringen. Nicht als Zwangsgemeinschaft oder Sekte, sondern in Freiwilligkeit. Wenn es nicht mehr passt, findet sich eine andere Gemeinschaft in der es schön ist. In diesen Gemeinschaften, nennen wir sie Kommunen, leben also Kinder, Jugendliche, junge und alte Erwachsene gemeinsam. Sie übernehmen dabei kollektiv Verantwortung füreinander. Damit würde es keine Phase der Jugendlichkeit im Sinne einer vermeintlichen Unabhängigkeit und realen Verantwortungslosigkeit mehr, aber eben auch keine Phase der unfreiwilligen alleinigen Verantwortungsübernahme für andere, insbesondere das klassische Eltern-(bzw. Mutter-)Kind-Verhältnis, mehr geben. Bei

kollektiver Verantwortung füreinander, können sich dann einzelne viel besser auch mal über einen gewissen Zeitraum aus der Verantwortung zurückziehen, weil das vom Kollektiv aufgefangen werden kann, oder sogar kaum ins Gewicht fällt. Es entstehen somit, für alle gleichberechtigt, individuelle Freiräume von kollektiver Verantwortung, ohne dass dies zu Lasten anderer geschieht. Die Verantwortungsverteilung wird dabei selbstverständlich konsensual und kollektiv, das heißt mit allen beteiligten abgesprochen.

Um das verwirklichen zu können, brauchen die Kommunen eine gewisse Mindestanzahl und Quote an Jugendlichen und Erwachsenen die Verantwortung für pflegebedürftige Kinder und alte Menschen übernehmen können, ohne dass es zu Überforderungen kommt und darüberhinaus auch immer wieder einzelne von dieser Verantwortung für einen gewissen Zeitraum entbunden werden können. Diese Kommunen müssen dafür nicht Zusammenhänge von mehreren Dutzend Menschen sein, die bis ins Intimste miteinander vertraut sind, sondern sollten ohne Probleme auch aus mehreren engeren Bezugsgruppen zusammengesetzt sein können, die sich innerhalb der Kommune aufeinander beziehen. Unabdingbar für das Gelingen dieser Form von Kollektivität ist allerdings, dass vor allem die Kinder mehrere enge Bezugspersonen haben, mit denen sie auch mal für ‚längere‘ Zeit, ohne die jeweils anderen Bezugspersonen, auskommen könnten. Diese geteilte Verantwortungsübernahme gegenüber Kindern und den pflegebedürftigen Alten kann natürlich auf verschiedene Weise organisiert sein. Wichtig ist es, dass vor allem die Kinder ein Vertrauensverhältnis zu ihren Bezugspersonen haben und von diesen im Ganzen ausreichend Liebe und Zuwendung erfahren.

Dabei kann es ganz verschiedene Möglichkeiten des Bezugnehmens geben, die zwischen sehr enger dauerhafter Bezugnahme (vergleichbar der üblichen Elternschaft) bis zu loser aber regelmäßiger Bezugnahme (vergleichbar der üblichen Großelternschaft) gehen. Wichtig ist dabei, dass für das Kind gerade in den ersten 10 Jahren ein verbindliches Vertrauensverhältnis besteht, dass die Bezugspersonen in der entsprechenden Regelmäßigkeit für das Kind da sind und es in seiner Entwicklung begleiten und nicht immer mal wieder wegbrechen und durch andere ersetzt werden. Deshalb muss sich im Vorhinein überlegt werden, in welchem Maße und in welcher Zeitspanne sich von den einzelnen Bezugspersonen auf das Kind eingelassen werden kann.

Diese Kommunen können dann einen Ausgangspunkt bilden, von dem aus der Kampf ums Ganze über die Kommunen hinaus aufgenommen werden kann. Die kollektive Elternschaft als neue Form der Familie bildet dabei die Keimform für die neuen emanzipatorischen Verkehrsformen, die es dann zu verallgemeinern gilt.

Eine kurze Gebrauchsanweisung wie alles besser wird:

Um kollektive Elternschaft ermöglichen zu können braucht es:

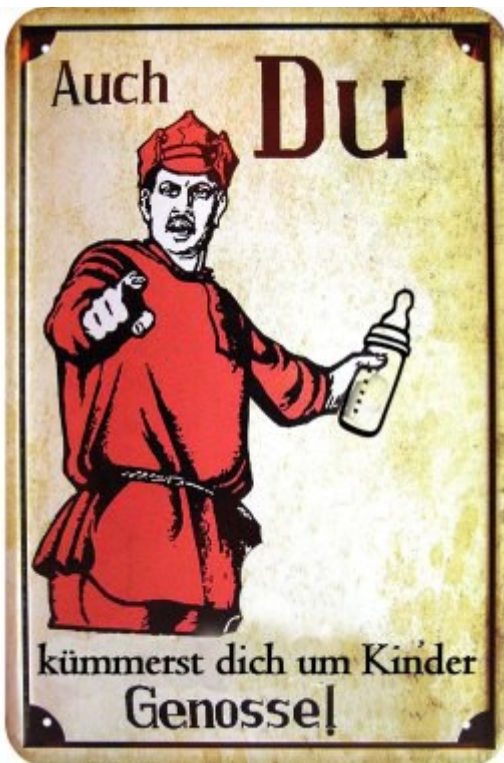
1. Ein radikales Umdenken in der linken Szene bezüglich des Zusammenlebens mit Kindern: Kinder gehören dazu, bezieht euch auf sie!
2. Erwachsene, die sich verbindlich auf Kinder einlassen, auch wenn es nicht ihre biologisch eigenen sind: Schon mal über Co-Elternschaft nachgedacht?
3. Wohnraum, in dem Erwachsene in kollektiver Elternschaft mit Kindern zusammenleben können: Single Hausprojekte für Kommunen räumen. Deinen individualisierten linken Szene-Lifestyle kannst du auch in einer WG ausleben, dafür musst du nicht den ohnehin knappen Wohnraum in Hausprojekten besetzen, den Care Communitys wegen ihrer Größe so dringend brauchen.

Du hast kein eigenes Kind, willst Eltern und Kinder aber darin unterstützen weiterhin Teil der linken

Szene bleiben zu können? Folgendes kannst du tun:

1. Frag sie was sie brauchen und biete Eltern und Kindern deine Hilfe an. Eventuell könntest du dann mal Babysitten oder Einkaufen gehen, oder was kochen. Sobald du dem Kind vertraut bist kannst du dann sogar mal was mit dem Kind unternehmen.
2. Überlege wie du die Veranstaltung oder deine Gruppenpraxis so organisierst, dass auch Eltern teilnehmen können.
3. Versuch in deiner WG oder deinem Hausprojekt Raum für Eltern und Kinder zu schaffen.
4. Verdräng Kinder und Eltern nicht aus bestehenden WGs oder Hausprojekten. Zieh bei Konflikten lieber selber aus, bevor es Eltern und Kinder machen müssen.

Es hängt somit in erster Linie an den bisher kinderlosen Erwachsenen, ob sich grundlegend was ändert oder nicht. Für die Selbstkritik linker Eltern bleibt dann immer noch genügend Zeit, wenn es so weit ist. In diesem Sinne:



Über Verbindlichkeit, Hedonismus und verbindlichen Hedonismus

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/07/24/ueber-verbindlichkeit-hedonismus-und-verbindlichen-hedonismus/>

24. Juli 2018

von Viola.

*Hintertüren – Alex
(Auszug)*

*Weißt du noch wie wir anders warn?
Wie wir träumten leidenschaftlich radikal?
Das war ne geile Zeit, damals vor Jahr'n.
Naja is spät geworden, ich glaub ich muss dann mal.

Ey, jetzt lass mich dochmal mit deinem Kind in Frieden,
is doch dein Körper, du hattest doch die Wahl.
Was weiß ich mit wem du's sonst noch getrieben
hast, bis die Vaterschaft bewiesen ist, is mir das Balg egal

Du, das mit dem Kind hier im Haus, das wird nicht gehen,
tut mir leid, aber das Plenum war dagegen.
Da waren Bedürfnisse, das musst du doch verstehen,
Aber wir helfen gern beim Umzug – kein Problem!

Ja, ich find auch die is voll bürgerlich geworden.
Seit das Kind da ist, kommt die kaum noch hier ins Haus.
Das Kinderkriegen hat ja so viele schon verdorben,
denn dann woll'n die immer auf ne Kleinfamilie raus

Und der Wind rüttelt an den Fensterläden,
die Kerzen hat er längst schon ausgeblasen,
ja er zieht während wir im Finstern reden,
denn wir haben die Hintertüren aufgelassen.*

Ich hab ja schon lang davon geträumt, dass ich mal die Inspiration für jemanden bin einen Song zu schreiben. Doch in meiner Fantasie trällerte eher ein sehr verliebter Mensch unter meinem Balkon ein Lied, in der mein Name den Refrain bildet und zwar nur mein Name. Als der Patenonkel meines Kindes mir sehr vorsichtig den Auszug aus dem oben aufgeführten Lied vorspielte, aus der Befürchtung heraus, dass Menschen erkennen könnten, dass es Parallelen zu meiner Geschichte und dem Lied gibt, fühlte es sich doch irgendwie anders an.

Klar, auf der einen Seite war ich berührt, dass er einige Inhalte aus meinem Leben und dem meines Kindes in einem Lied verarbeitet. Ich war aber auch traurig und wütend darüber, was mir passiert ist. Die Geschehnisse aus einem anderen Mund zu hören, vorgetragen auf einer Bühne, gab mir selbst einen anderen Zugang zu all dem.

Doch erstmal zum Anfang, denn eigentlich sollte mein Text so losgehen:

Nichts hat mein Leben so verändert wie die Geburt meines Kindes. Das sagen sicher die meisten Eltern. Ich meine damit aber weniger den Schlafentzug, die plötzliche allgegenwärtige Verantwortung oder die schönen Momente voller Leichtigkeit, die ein Kind mitbringt. Ich meine vor allem den Verlust von Freund*innenschaften, die Isolation und den fehlenden Anschluss an die linke (queerfeministische) Szene.

Die Gründe für den Verlust der Freund*innenschaften sind komplex und in verschiedener Intensität. Selbst Jahre, nachdem das alles passiert ist, fällt es mir schwer darüber zu schreiben,

weil die Trauer und die Enttäuschung so tief sitzen. Ich hab mit der Geburt meines Kindes ca. 2/3 meiner Freund*innenschaften eingebüßt. In den ersten Wochen nach der Geburt lag ich gefühlt mehr wach, weil ich an die Freund*innenschaften gedacht hab, als die Zeit, die ich damit verbracht hab mein Baby zu stillen. Wobei ich trotzdem alle zwei Stunden gestillt hab...

Einige Menschen standen mir sehr nahe, sodass der Bruch sehr schmerzte. Es waren insgesamt vier meiner engsten Freund*innen. Eine von ihnen begleitete mich durch die Schwangerschaft und war auch bei der Geburt dabei. Kurz nachdem das Kind da war, brach sie den Kontakt ab. Ich kann nur spekulieren, was ihre Gründe sind. Vermutlich war das passive Erleben dieser Geburt eine unüberwindbare Belastung. Die Geburt verlief nicht planmäßig und war... hm... wie beschreibe ich denn adäquat wie diese Geburt war... ich glaube schrecklich ist passend. Schrecklich trifft's und in Psychosprech: traumatisch. Ich hatte noch ein Jahr später Flashbacks von einzelnen Momentaufnahmen. Das war auch für die Begleiterinnen zu viel. Zumindest war diese Freund*innenschaft dann vorbei.

Eine andere mir sehr nahe Person verabschiedete sich in den Monaten darauf. Es war ein Konglomerat aus Überforderung, Eifersucht, Prioritäten setzen (zu meinen Ungunsten) und vielleicht seinem Umgang mit Konfliktsituationen. Eigentlich ist es auch noch mehr, aber es hängen auch noch mehr Menschen dran und wenn ich ehrlich bin, hab ich den Verlust nie überwunden. Zumindest ist die linke Szene zu klein, als dass ich jetzt detaillierter beschreiben kann, was genau passiert ist. Es ist auch nicht nur meine Geschichte... Andere Menschen aus meinem Freund*innenkreis hatten wohl einfach einen anderen Lebensrhythmus oder wir waren uns nicht so nah, dass die Freund*innenschaft diese Veränderung, die ein Kind mitbringt, hätte aushalten können.

Klar, fehlende Freund*innenschaften führen neben der Trauer um den Verlust auch zu Isolation. Um nicht isoliert zu sein, hatte ich mir von Anfang an vorgenommen nicht allein mit dem Kind zu wohnen. Ich wollte das Kind in meiner damaligen WG bekommen und habe versucht das dort früh zu thematisieren, also haben wir das besprochen, als ich im 4. Monat schwanger war. Es schien als sei alles abgemacht, doch als ich dann im 8. Monat war, löste sich die WG auf und ich musste mir schnell etwas zum Wohnen suchen. Ich bin allein in eine Wohnung gezogen. Vorübergehend, so dachte ich. Bis ich eine gute kollektive Alternative gefunden hab. Das hat jedoch nicht geklappt, weil viele WGs und Projekte keine Lust auf ein Kind hatten oder aber die nötige Infrastruktur fehlte, die es braucht, um mit einem Kind zu leben. So haben Kind und ich zwei Jahre nach einer neuen kollektiveren Wohnform gesucht. Vergeblich. Leider.

Schwierige Bedingungen, um trotzdem an die Szene angebunden zu bleiben, ohne mit den Menschen zu wohnen und mit vielen nicht mehr befreundet sein zu können. Was bleibt noch? Zur KüFa (Küche für Alle, früher Vokü/Volxküche) rennen mit Kind? Gern, aber wenn das Essen erst um 20:00 fertig ist und da doch eigentlich das Kind schon im Bett sein muss... schwierig. In Gruppen aktiv sein. Hab's versucht, aber ohne Kinderbetreuung ist auch das schwer und ohne, dass die Gruppe sich mit auf das Kind bezieht oder zumindest die Existenz berücksichtigt. Und wenn ich ehrlich bin bekomme ich oftmals nicht mit, dass Gruppen existieren in denen ich ggfs. mitwirken könnte. Denn solche Informationen verbreiten sich in der Linken an kollektiv genutzten Küchentischen und in Plena.

Unterm Strich hab ich gemerkt, dass das Kind oft als eine Privatangelegenheit angesehen wird. Das Private ist hier nicht politisch oder nur selten. Kinder stören, sind laut und vor allem in der queerfeministischen Szene oftmals nicht willkommen. Die Gründe dafür (wie ich sie mir vorstelle) kann ich zum Teil sogar nachvollziehen. So unterliegen die meisten weiblich sozialisierten einem gesellschaftlichen Reproduktionsdruck, von dem es sich erstmal loszumachen gilt. Da bleibt das Verständnis, dass sich manche doch für Kinder entscheiden möglicherweise auf der Strecke. Auch

ist es für viele ein Lebensthema auf die eigenen Grenzen zu achten und etwas hedonistischer zu leben. Sich für ein Kind verantwortlich zu fühlen, kann dieser Entwicklung schon im Weg stehen. Schlussendlich haben viele die nicht mit Kindern leben oder einen engen Bezug zu ihnen haben auch einfach gar keine Vorstellung davon, was Kinder brauchen und dass Unterstützung für die Verantwortlichen wichtig sein kann. Die Solidarität, die in linkspolitischen Zusammenhängen oft hochgehalten wird, vermisste ich hier sehr. Doch bin ich mir gar nicht sicher, ob diese Solidarität Menschen mit Kindern überhaupt einschließt? Gilt ja schon als Schritt ins Bürgerliche, wenn sich Menschen reproduzieren. Und was ist verpönter als das Bürgerliche?

Auch auf der queerfeministischen Agenda vermisste ich das Thema oftmals. Nun könnte ich es ja einbringen und nicht nur „Jammertexte“ schreiben. Aber im alleinerziehenden Alltag geht's grad mehr um essentielle Themen und Zwänge (Schlafen, Arbeit, Essen, Krankheit, Betreuung, Geld, Geld, Geld, zu wenig Geld) und es bleibt wenig Kraft, Forderungen zu stellen. Und vielleicht bin ich auch im Prozess „sich selbst wichtig zu nehmen“ noch nicht an dem Punkt selbstbewusst nach Außen um Hilfe zu bitten? Denn wenn ich darüber schreibe, merke ich, wie ich an mir selbst zweifle. Wie ich denke: wo ist mein Anteil an der Isolation? Wieso schaffe ich das denn allein nicht? Das haben doch schon andere geschafft. Oder auch: sicher gibt es gute Gründe, warum ich alleinerziehend bin. Vielleicht ist es nicht möglich mit mir zu leben, zu arbeiten, sich zu organisieren, befreundet zu sein? Wer weiß, wie bodenlos ätzend ich bin, seit ich Mutter geworden bin? Oder schon davor? Und überhaupt, was kann ich denn noch neben meinem Alleinerziehenden-Dasein leisten, damit Menschen mich mögen und mich aus der Motivation heraus supporten?...

Und schon bin ich mitten in einer Selbstkrise, geschaffen in einer misogynen Gesellschaft, die Frauen* klein hält, damit sie ihre Fehler vehement bei sich selbst suchen anstatt die Gesellschaft, das System oder manchmal auch einzelne Personen zu hinterfragen und zu kritisieren. Genau diesen Selbstzweifel haben viele weiblich sozialisierte Menschen ihr Leben lang gefressen. „Alles ist meine Schuld“ und „es steht mir nicht zu, diesen Zustand zu kritisieren“. Dabei ist es ein wichtiges feministisches Anliegen Teilhabe an politischen Zusammenhängen zu fordern! Diskriminierung von Menschen mit Kindern (im Besonderen, wenn sie alleinerziehend sind) zu thematisieren ist wichtig. Den so abgefeierten Hedonismus ab und zu in die Schranken zu weisen, weil es an dem Punkt, wo mensch sich um andere Menschen kümmert bzw. kümmern muss (Kinder, Menschen mit Behinderung, alte oder sog. kranke Menschen) nicht mehr funktioniert. Wie würden Kinder denn überhaupt überleben, wenn keine*r über die eigenen Grenzen ginge? Ein Baby ist rund um die Uhr auf Pflege, Zuneigung, Aufmerksamkeit etc. angewiesen. Doch wer genau soll über diese Grenzen gehen? Ja wohl die Eltern! Naja, der Vater will nicht.

Er hat das Kind bis jetzt nicht sehen wollen. In der Schwangerschaft war er sporadisch noch am Start, aber kurz vor der Geburt entschied er sich anders und dann war alles wie in einer Soap. Er stritt ab, der Vater zu sein, wollte das Kind nicht sehen, begann mich noch im Wochenbett zu beleidigen... Es gab ca. ein Jahr später einen Vaterschaftstest der natürlich bestätigte, dass er der Vater ist und dann erkannte er die Vaterschaft an. Auf dem Papier. Kontakt zum Kind wollte er noch immer nicht. Hab's akzeptiert mittlerweile. Unterhalt zahlt er natürlich nicht. Gut dann der eben nicht. Das funktioniert in dieser Gesellschaft ziemlich gut, dass sich Väter rausnehmen und sich nicht kümmern müssen. Bleibt die Mutter! Ja, die geht über Grenzen, so dass sie beispielsweise im Winter vier Monate am Stück krank ist und nicht mehr gesund zu werden scheint. Sie hat keine Kraft mehr.

Eine Person. ist. zu. wenig.

Und nun müsste der Absatz kommen, wo die Lösung beschrieben wird oder mindestens noch ein „Happy End“ folgt ... leider bleibt der aus.

Autor*in:

*Viola aus Leipzig: * queerfeministisch * neben allen kapitalistischen Zwängen anarchistisch im Kopf * alleinerziehend mit ganz grandiosem Wirbelwind * findet so ziemlich alles wichtiger als Deutschland * schon mehr als 30 Jahre alt * mag koffeinfreien Kaffee mit Sojamilch * ist müde und öfter mal ratlos **

Im Rahmen eines Workshops 2017 haben Menschen, die an dem Thema interessiert sind, Violas Text gelesen und in einer kleinen Gruppe diskutiert. Dabei sind Fragen entstanden, über die Viola nachgedacht hat:

Wieso gibt es diese Schwierigkeiten beim Finden von kollektiven Wohnformen?

Erstmal wird der kollektive Wohnraum in Hausprojekten häufig im Klügel vergeben. Das heißt wenn mensch aus den Strukturen raus ist, kriegt er* sie nichts mit. Die Wohnoptionen, die ich gefunden habe, waren entweder nicht offen für ein Kind (O-Ton: Mit dir zu wohnen wär toll, aber wir möchten nicht mit dem Kind wohnen) oder aber das Projekt konnte sich das vorstellen, aber ich empfand die Infrastruktur als nicht tragbar für den Alltag mit Kind (Rauchen im Haus, offene Baustelle, 15 Menschen beziehen sich auf eine Küche...).

Ist es eine zu große Verantwortung für andere mit Kind zu leben?

Es ist eine sehr große Verantwortung mit Kind zu wohnen und das macht's nicht einfacher, wenn eine Alleinerziehende vor der Tür steht. Da ist ja absehbar, dass sie sich Support fürs Kind erhofft.

Wenn ja, steht das nicht im Widerspruch zum eigenen Anspruch an das Konzept von „Solidarität“/solidarischem Leben?

Äh, ja. Aber das ist ja der Konflikt von Verbindlichkeit und Hedonismus... Es ist kein Widerspruch zu meinem eigenen Anspruch, denn ich möchte immer noch kollektiv wohnen und sehe darin viele Vorteile. Ich denke nicht, dass viele in ihrem solidarischen Anspruch Elternschaft mit auf dem Schirm haben. So wie ich es schon oben im Text formuliert habe.

Liegt es vielleicht an mangelnden Alternativen?

Ich denke, es liegt zum einen an den Einstellungen der einzelnen Menschen, der Art und Weise wie mit Schwierigkeiten, Konflikten und Privilegien umgegangen wird. Es ist mir schon oft aufgefallen, dass viele Zecken (d. h. linke Menschen, die sich in der linken Szene tummeln) zwar in Demos an vorderster Front stehen, gerne Nazis jagen und Plena lieben, aber all den Emokram und den Umgang untereinander nicht politisieren. Ich hab mich schon öfter gefragt was wir alle nach der Revolution machen und wie wir dann genau miteinander umgehen, ohne dass wir jetzt schon lernen uns selbst zu reflektieren, die eigene Geschichte zu integrieren und Privilegien zu erkennen und bestenfalls abzubauen. Die meisten Menschen haben andere erst auf dem Schirm, wenn sie persönlich betroffen sind. Und vermutlich ist es auch sehr schwer alle immer mitzudenken. Trotzdem schade, wenn einzelne deswegen komplett abschmieren, also keine Teilhabe mehr haben. Hab ich damit die Frage beantwortet ich bin mir nicht ganz sicher...

Co-Mütter werden

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/07/28/co-muetter-werden/>

28. Juli 2018
von Anna & Eva

*I wanna settle down, I wanna settle down
Won't you settle down with me?
We could settle at a table, a table for two
Won't you wine and dine with me, settle down...
I wanna raise a child, I wanna raise a child
Won't you raise a child with me, raise a child?*

(Kimbra, „Settle down“)

Anna: Die Idee, zusammen ein Kind zu bekommen, kam irgendwann in der Zeit auf, als wir beschlossen, zusammen in eine Zweier-WG zu ziehen. Wir kannten uns schon mehrere Jahre, waren beide ein wenig erschöpft von unseren Groß-WGs und hatten Lust auf mehr Verbindlichkeit. Also eigentlich ein ziemlich klassisches Setting, um auch übers Kinderkriegen nachzudenken, ja fast schon der allgemein erwartete logische Schritt, wenn zwei Menschen über 30 in eine Pärchenwohnung ziehen – wären wir nicht zwei Frauen, die keine Liebesbeziehung führen, sondern „nur“ platonisch befreundet sind und beide in einer Hetero-Partnerschaft leben.

Eva: Dass unsere beiden Partner aus verschiedenen Gründen keine Kinder wollen, hatte uns zuvor eher in „normalen“ Freundinnengesprächen beschäftigt: Was tun, wenn der Partner keine Kinder (mehr) will, ich selbst diese Erfahrung aber gerne machen möchte und Lust auf Kinder habe? Setze ich dafür wirklich eine jahrelange Beziehung aufs Spiel, in der ich mich abgesehen von dieser Frage ziemlich wohl fühle? Sich den eigenen Kinderwunsch dann eben mit jemand anderem zu erfüllen, mit dem frau keine Liebesbeziehung führt, ist vielleicht erstmal nicht der naheliegendste Gedanke – fühlte sich für uns aber mit der Zeit zunehmend stimmig an.

Anna: Nachdem ich gelernt hatte, dass der zugehörige Begriff „Co-Parenting“ heißt, stellte ich schnell fest, dass das Konzept, mit jemandem ein Kind zu bekommen, mit dem/der man keine Liebesbeziehung führt, zwar kein Massenphänomen ist, aber auch nichts ganz neues. Es gibt sogar mittlerweile Webseiten wie familyship.org, auf denen sich Menschen finden können, um zusammen ein Kind zu bekommen. Im Vergleich dazu kam es mir schon deutlich weniger abenteuerlich vor, das wie wir aus einer langen Freundschaft heraus anzugehen...

Eva: Vom ersten Aussprechen der Idee bis zu dem Gefühl, uns tatsächlich dafür entschieden zu haben, verging sicherlich ein Jahr. Dazwischen lagen viele Gespräche, aber auch schlaflose Nächte; Phasen der Euphorie wechselten sich mit Phasen des Zweifels ab. Ziemlich hilfreich fand ich in der Zeit, Erfahrungsberichte von anderen Co-Eltern oder sonstigen ungewöhnlichen Familienmodellen zu lesen. Auch trafen wir uns mit einem befreundeten lesbischen Mutterpaar, um von deren „Weg zum Kind“ zu hören und uns zum Beispiel erklären zu lassen, wie genau das dann mit der „Bechermethode“ funktioniert, mit der man die Insemination durchführt. Natürlich redeten wir auch mit unseren Partnern darüber, aber da die beiden kein grundsätzliches Veto einlegten, waren sie in den ganzen Prozess eigentlich eher am Rand involviert.

Anna: Eine große Frage war dann natürlich, wer von uns beiden schwanger werden sollte. Trotz aller dekonstruktivistischen Theorie, die wir im Studium eingeatmet hatten, beschäftigten uns allerlei Zweifel, ob die genetische Verbindung nicht doch zentral ist für die Bindung zu einem Kind. Zwar ist es auch für biologische Mütter nicht selbstverständlich, eine enge Bindung zu ihrem Kind aufzubauen. Dennoch ist die Sorge, dass dies nicht klappen könnte, als nicht-biologische Mutter

noch größer. Eine Zeit lang fühlte sich diese Entscheidung tatsächlich so „groß“ und weitreichend an, dass wir nicht so richtig in der Lage waren, sie zu treffen. Daher hatten wir zum Beispiel die Idee, dass wir immer im Wechsel versuchen könnten, schwanger zu werden – um es so ein Stück weit dem Schicksal zu überlassen, bei wem von uns es als erstes klappt. Eine andere Idee war, einen unserer Brüder als Samenspender anzufragen, weil so die nicht-biologische Mutter schließlich immerhin trotzdem mit dem Kind verwandt wäre. Mittlerweile haben wir viele mögliche Szenarien durchgespielt und uns vorläufig für eines davon entschieden. Irgendwann kam dann bei mir aber auch der Punkt, dass ich es gar nicht mehr so relevant fand, wer von uns nun das Kind austrägt, da ich merkte, dass ich mit beiden Rollen gut leben könnte.

Eva: Sicherlich wird es immer wieder Momente geben, wo diesbezüglich eine Hierarchie zwischen uns entsteht – zum Beispiel wenn das Kind der biologischen Mutter sehr ähnlich sehen sollte und sie dann dadurch auf der Straße direkt als die „wirkliche“ Mutter identifiziert wird. Wir hoffen zum einen, dass diese Rollenverteilung im Alltag über die Jahre eine immer geringere Rolle spielen wird. Zum anderen können wir es durch verschiedene Dinge vielleicht auch ein wenig auffangen – zum Beispiel, indem wir nach der Geburt durch Stiefkindadoption dafür sorgen, dass auch die nicht-biologische Mutter das volle Sorgerecht hat. Im Zuge dessen können wir außerdem überlegen, ob das Kind den Nachnamen der nicht-biologischen Mutter bekommt. Damit wäre diejenige zumindest im Umgang mit Behörden und offiziellen Stellen stärker davon entlastet, ihr Verhältnis zu dem Kind erklären zu müssen.

Anna: Neben der Frage, wer von uns schwanger wird, war das andere große Thema, wen wir als Samenspender anfragen. Nachdem unsere beiden Brüder aus verschiedenen Gründen ausgeschieden waren, erstellten wir eine Liste mit Freunden, von denen wir uns vorstellen konnten, sie zu fragen. Es erschien uns auf jeden Fall naheliegender, uns erstmal in unserem Umfeld umzuhören, anstatt auf anonymere Datenbanken zurückzugreifen. Aber auch bei der Suche im Freundeskreis fand ich interessant – und auch ein wenig unheimlich –, welche Kriterien einem dann so in den Kopf kommen. Sieht er gut aus? Ist er intelligent? Hat er irgendwelche Erbkrankheiten? Spielt es eine Rolle, ob er – wie wir beide – weiß ist? Das kippt dann schnell in eine ziemlich schräge Richtung und mensch kommt ins Schwimmen, wieso welches Kriterium wichtig ist oder nicht...

Eva: Ein Kriterium, das wir ziemlich schnell klar hatten, war jedenfalls, dass derjenige in einer anderen Stadt leben sollte als wir – einfach, damit er im Alltag nicht automatisch ständig präsent ist. Schließlich stellen wir uns seine Rolle eher als die eines Onkels vor, nicht als die eines Vaters, der wirklich Anteil an der Erziehung hat.

Anna: Tja, und nun sieht es mittlerweile ganz danach aus, dass wir einen Spender gefunden haben! Damit geht ein langer Vorbereitungsprozess zu Ende, obwohl damit ja eigentlich erst alles losgeht...

Eva: Wahrscheinlich muss man sich in einer Konstellation wie der unseren viel bewusster dafür entscheiden, schwanger zu werden, als das bei „klassischen“ Elternpaaren der Fall ist. Das Kind wird sich auf jeden Fall nicht beklagen können, es sei kein Wunschkind.

Anna: Dafür wird es vielleicht mit der Frage konfrontiert sein, wie seine zwei Mütter dazu kamen, eine Familie zu gründen, wenn sie doch gar keine Liebesbeziehung führen. Tatsächlich fragten mich auch mehrere Freund*innen, denen ich von unserer Idee erzählte, ob wir beide denn wirklich nicht zusammen wären. Die Vorstellung, dass romantische Liebe im Spiel sein muss, um zusammen ein Kind zu bekommen, scheint also noch hegemonialer zu sein als die Vorstellung, dass mensch dazu ein Hetero-Paar sein muss. Jochen König, der viel über sein Leben in einer Co-Eltern-Familie bloggt und publiziert, schreibt in einem Blogpost ebenfalls über den Vorwurf, diesem Familienmodell mangle es an Liebe, und entgegnet: „Wenn ich mich dazu entschließe, mit einer oder mehreren Personen für die nächsten 20 Jahre oder sogar länger gemeinsam für ein Kind zu sorgen, dann ist

da sogar sehr viel Liebe im Spiel.“ Denn natürlich gibt es auch ohne „körperliche Liebe“ eine enge emotionale Verbindung zwischen uns, die durch das Vorhaben, zusammen ein Kind zu bekommen, verstärkt wird.

Eva: Wenn ich so zurückdenke, fällt mir auf, was sich emotional für mich alles verändert hat im Lauf des letzten Jahrs. Die Ängste, die das Thema bei mir begleiten, haben sich zum Beispiel stark gewandelt. Am Anfang ging es ganz viel darum, ob ich mir wirklich zutraue, so eine starke Bindung einzugehen – außerhalb einer romantischen Beziehung. Und ich hatte damit zu kämpfen, dass mir alles so „unnatürlich“ vorkam. Ich habe mich gefragt, ob das „okay“ ist, sich so eine Familie nach den eigenen Vorstellungen zusammenzuzimmern. Letztendlich – so sehe ich das heute – habe ich mit meinen eigenen Vorurteilen gegenüber ungewöhnlichen Familienkonstellationen gekämpft. All das ist heute eigentlich kein Thema mehr. Ich bin mir ziemlich sicher, dass das Familienmodell, das wir vorhaben, ein gutes Modell ist. Dass es zu uns und unseren Bedürfnissen passt. Und dass es ein Setting ist, in dem ein Kind gut aufwachsen kann.

Anna: Es gibt natürlich auch eine ganze Menge Vorteile, die immer stärker in den Vordergrund treten. Wir können uns auf unsere gemeinsame Elternschaft und unser Zusammenleben konzentrieren und müssen nicht gleichzeitig noch einer romantischen Liebesbeziehung gerecht werden. Wir sind kein Paar und werden uns daher auch nie „trennen“ – zumindest (hoffentlich) nicht auf so schmerzhaft und manchmal zerstörerische Weise, wie man sich nach einer gescheiterten Liebesbeziehung trennt. Dadurch dass wir noch unsere Beziehungen zu unseren Partnern haben, ist unsere Familie von Anfang an nach außen hin offen, sie hat mehr als zwei Stützen und zusätzliche Ventile. Wir sind kein geschlossenes System und dadurch flexibler und anpassungsfähiger an neue Situationen. Und wir können uns gegenseitig Freiräume ermöglichen, zum Beispiel um mit unseren Partnern auszugehen oder in den Urlaub zu fahren, die in anderen Beziehungen nicht möglich sind.

Eva: Aber klar müssen wir auch unsere Beziehung pflegen und es werden sicherlich Schwierigkeiten auftreten, die wir jetzt noch nicht absehen. Mal sehen, was da noch so kommt. Und viele Schwierigkeiten liegen natürlich auch jetzt schon auf der Hand. Wir müssen zum Beispiel heiraten, um ein gemeinsames Sorgerecht anstreben zu können...

Anna: Was mir heute am meisten Sorgen macht, betrifft gar nicht mehr unser konkretes Zusammenleben oder unsere Beziehung als Freundinnen und Eltern oder die Beziehung zu meinem Freund oder die technischen Fragen. Inzwischen denke ich eher darüber nach, wie stark wir wohl als ungewöhnliche Familie mit Vorurteilen, Ablehnung und Diskriminierung zu kämpfen haben werden. Bei meinem letzten Besuch in meiner Heimatstadt hatte ich mit einer alten Freundin ein Gespräch über unterschiedliche Familienformen. Die Ansichten der verheirateten Mutter von zwei Kindern waren komplett vom Ideal einer Einheit von Vater, Mutter und Kind(ern) durchzogen. Alle anderen Modelle oder auch einfach Lebensweisen empfand sie als verantwortungslos und traurig. Ich habe ihr dann auch (noch) nicht von unseren Plänen erzählt. Das Erlebnis hat mich nicht entmutigt, aber es hat mich ein wenig vorsichtig gemacht.

Eva: Ja, lesbische Paare setzen sich mit diesen Themen bestimmt schon viel früher auseinander, erfahren viel früher in ihrem Leben Vorurteile und vielleicht auch Ablehnung. Das ist also nichts, was uns jetzt besonders trifft. Aber das kam einfach sehr plötzlich.

Anna: Unser direktes Lebensumfeld, unsere Partner und engen Freund_innen haben dafür durchweg unheimlich positiv reagiert. Viele freuen sich sogar richtig darüber, weil sie die Idee spannend finden und wissen wollen, wie das alles wohl so wird. Time will tell...

Mama, Papa, Momo

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/07/23/mama-papa-momo/>

23. Juli 2018

von Viola

Im Kontrast zu meinem anderen Text will ich auch noch eine schöne Erfahrung erzählen. Es geht darum, wie ich Pat*innen für mein Kind gesucht und gefunden habe und soll einen Einblick in unseren Umgang miteinander geben.

Rückblickend habe ich bereits vor der Geburt wie eine Löwin gekämpft (wie eine Löwin gekämpft, so formulierte meine Hebamme meinen Einsatz, nach der komplizierten Geburt des Kindes, irgendwie hat sich die Formulierung eingebrannt), um meinem Kind einen Zugang zu Bezugspersonen zu organisieren. Ich gehöre nicht zu den Menschen, die der Meinung sind, Mütter seien das einzige was ein Kind unter drei Jahren braucht. Aber ich gehöre aber auch nicht zu den Menschen die Eva Herrmann zu Rate ziehen in Sachen Kindeserziehung.

Da sich bereits um die Geburt abgezeichnet hat, dass ich alleinerziehend sein werde, habe ich also mit allen Kräften versucht Paten und Pat*innen für mein Kind zu finden, die sich kümmern wollen und eine Bindung zu ihm aufbauen. Am Besten über die obligatorische Geburtstagskarte hinaus. Ich bin zu diesem Zweck relativ direkt auf Menschen zu gegangen und hab dabei auch so einige Absagen kassiert. Wobei ich ja realistische Selbsteinschätzungen auch zu schätzen weiß. Besser ne Absage im Vorfeld, als Frust später.

Ich hab mir zuvor bereits überlegt, dass ich mich nicht auf zwei Pat*innen beschränken möchte, sondern so viele wie möglich sammeln will. Die Ressourcen der Menschen sind ja immer auch unterschiedlich gern auch mal knapp und ich möchte ja am liebsten eine verbindliche Basis.

Also gut, ich bin also seit der Schwangerschaft auf Pat*innensammlung. Die erste Patin ist eine gute Freundin aus meinem alten Wohnprojekt... Leider 300km entfernt... und ist gar nicht so reisefreundlich. Also weiter, ahh ja, eine meiner längsten Freund*innen wird Patin Nr. 2, ups wohnhaft in der Schweiz, brauche noch mehr, noch näher. Ahhja, eine kommt aus Leipzig. Patin Nr. 3. Schonmal nicht schlecht. Aber ich will mehr. Schließlich zeigt der Kindsvater kein Interesse das Kind kennen lernen zu wollen. Also entsteht an dieser Stelle schon mal eine enorme Bezugsmensch, Bindungs- und auch Betreuungslücke. Seine Eltern fanden zum Thema Enkelkind auch eine „nette“ Formulierung, indem sie mir schriftlich mitteilten, dass sie „von jeglichem Kontakt absehen“. Meine Eltern leben beide nicht mehr, also gibt's faktisch keine Großeltern. Sonstige Verwandtschaft gibt's keine in der Nähe und auch andere Bekanntschaften meinerseits stürzen sich nicht besonders drauf, sich verbindlich in die Kindesaufzucht einzubringen. Also bleibe ich dabei Pat*innen zu suchen.

Gute vier Monate ist mein Kind alt, als ich mit einigen Freund*innen auf ein Festival fahre. Ich bin an verschiedenen Punkten des Ausflugs positiv überrascht, wie aufmerksam einige wenige im Bezug auf mich und das Baby sind. Wir verbringen drei bis vier Tage zusammen und zum ersten mal fühle ich mich wirklich gesehen mit den Dingen, die eine neue Elternschaft mit sich bringt. Diese einigen wenigen haben Namen, die mit A und M beginnen. Beide finden sich auch in dem Titel des Textes wieder, doch was das genau bedeutet, können die Schlauchens unter den Leser*innen heraus zu finden (das meiste ergibt sich beim Lesen des Textes). So gilt es doch in zeckigen Kreisen, stehts von der Nennung von Klarnamen abzusehen.

Zurück zum Thema: A & M fallen dadurch auf besonders aufmerksam zu sein. Zum Beispiel erlangen sie sogar in kürzester Zeit Überblick über die Abstände, in denen ich das Kind stille. Und mehr noch, sie checken es nicht nur, sie schauen mit mir nach geeigneten Orten und warten auch

auf mich, obwohl sich der Rest der Gruppe weiter im Sog des Festivals befindet. Und noch mehr: sie bieten mir an, dass ich das Baby früh morgens zu ihnen bringe, damit ich nochmal schlafen kann. Am selben Abend zwischen zwei Stilleinheiten darf ich sogar feiern gehen und A&M sind beim Baby. Das war das erste Mal allein Feiern seit sehr langer Zeit.

Vielleicht klingt das nach gar nicht so besonderen Augenblicken, aber für mich war es besonders. Ich fühlte mich nicht wie die angespannte Alleinerziehende, wie der olle Klotz am Bein, mit diesen ganzen Bedürfnissen, sondern wie eine Person die gesehen wird und der gesagt wird, dass sie sau viel leistet und gern dabei unterstützt wird. Und die zudem ein Baby hat, welches zuckersüß ist und in das sich beide grad verlieben.

Perfekte Pat*innen!

Gegen Ende des Festivals hab ich deswegen vorsichtig gefragt, ob die beiden gerne Pat*innen werden wollen. Ich hab das in einem Redeschwall so formuliert, dass beide keine Zeit zur Reaktion hatten und ich meinte, sie sollen sich besprechen und auch nichts sofort sagen und dass es voll ok sei „Nein“ zu sagen. Ich hab dabei so sehr woanders hingeguckt, weil mir diese bedürftige Anfrage so unangenehm war, das ich fast die Rührung der beiden verpasst hätte, die die Frage hervorgerufen hat.

Am nächsten Tag meinten beide, dass sie sich geehrt fühlen und sehr gern Pat*innen sein wollen. Ab diesem Punkt hatte ich die besten Pat*innen gefunden, die ich mir wünschen konnte. Ich bin öfter in der Versuchung sowas bescheuertes sagen zu wollen, wie „vom Himmel geschickt“. Hm... naja... vom Himmel geschickt nur ohne Glauben und Gott und so. Quasi im Universum bestellt, nur ohne Eso. Ihr wisst was ich meine!

Ungefähr einmal im Monat, manchmal auch zweimal trafen wir uns in Berlin (Wohnort A&M) oder Leipzig (Wohnort ich & Baby) und sie haben mir so gut es ging das Kind abgenommen, mich mal schlafen lassen, Kind bespaßt, gefüttert und Windeln gewechselt. Und ich konnte mich zum ersten mal so richtig auslassen wie niedlich das Baby ist, wie gut er dies und jenes macht und dass er schon wieder eine neue Kleidergröße trägt. Sprich: das langweilige Zeugs was vielleicht Eltern oder Großeltern, also Menschen die einen engen Bezug zum Kind haben, ernsthaft interessiert. Und ich habe gemerkt wie wohltuend es ist nicht immer alles allein im Kopf zu haben. Wie schön es sich anfühlt die Zuneigung zu einem Menschen mit anderen zu teilen.

Ich hab dabei natürlich auch gemerkt wie sehr es mir im Alltag fehlt, dass keine Menschen sich so intensiv auf mein Kind beziehen. Aber natürlich freu ich mich auch, dass zwei Menschen eine so enge Bindung zu meinem Kind aufbauen und das relativ unabhängig von mir. Das bedeutet, dass es nicht die Freundschaft zu mir war, die die Grundlage für die Patenschaft war sondern, dass die beiden sich in mein Kind verknallt haben und auf dieser Grundlage unsere Freundschaft auf eine neue, verbindlichere, schöne Ebene geschoben hat.

Klar bringt das auch Schwierigkeiten mit sich. Plötzlich werden Erziehungsdinge verhandelt, Absprachen getroffen, unterschiedliche Reaktionen auf das Verhalten des Kindes besprochen und diskutiert. Wir haben festgestellt, dass es Sinn macht Erwartungen und Vorstellungen und auch Termine und Organisation abzustimmen und das es wichtig ist, sich dafür Raum zu nehmen. Ich bekam eine Idee davon wie es ist, wenn man nicht komplett allein für ein Kind verantwortlich ist.

Ich hab mal mit M. darüber gewitzelt, dass die beiden letztlich ähnlich oft für das Kind da sind, wie ein Wochenendvater. Die sind ja meines Erachtens nach eher in die Kategorie schlechter Vater einzuordnen. Also kümmern sich meine weltbesten Paten wie ein schlechter Wochenendvater. Kaum vorzustellen wie gut es mir in Sachen Entlastung gehen würde, wäre wirklich noch ein Wochenendvater in unserem Leben. Was nicht bedeuten soll, dass sich doch jede Alleinerziehende glücklich schätzen soll, wenn sie doch wenigstens einen Wochenendvater für das Kind hat. Ich hab

am allerwenigsten Verständnis dafür, dass Väter sich nicht in mindestens gleichem Maße um die Kinder kümmern wie Mütter. Ich hab nur für mich persönlich gemerkt, wie gut es mir und auch wie der Beziehung von mir und meinem Kind tut, wenn ich ab und an Pausen hab. Und am Besten auch Pausen in denen ich einen Großteil meiner immer währenden Verantwortung abgeben kann. Denn mein Superpatenteam ist verlässlich und denkt mit, so dass ich ihnen überhaupt nichts nachtragen muss.

Trotzdem bleibt es, dass mein Kind keinen Vater hat, der sich um ihn kümmert. Das macht mich im Wechsel traurig, wütend, ohnmächtig und zum Teil fühle ich mich sogar schuldig. Es war damals mein Wunsch ein Kind zu bekommen, aber es war nicht geplant. Und auch wenn ich mit dem Kindsvater über Jahre befreundet war, hätte ich mir nicht vorstellen können, dass er sich so aus der Verantwortung zieht. Ich bin traurig, dass ein so grandioses Kind wie meins, keinen Vater hat. Das er, obwohl er noch so klein ist, bereits dieses Päckchen zu tragen hat. Ich will mein Bestes geben, dass er diesen Zustand niemals auf sich bezieht, dass er wohlmöglich denkt, er sei nicht liebenswert genug oder ähnliches.

Ich bin wütend, dass es für den Vater überhaupt möglich ist sich aus der Verantwortung zu ziehen. Dass er sich einfach so nicht kümmert. Ich hätte das so nicht machen können (abgesehen davon, dass ich es auch nicht wollte). Hätte ich mich entschieden mich einfach nicht zu kümmern, hätte es nicht funktioniert. Ich hätte mindestens aktiv entscheiden müssen, dass sich andere Menschen kümmern oder ich wär längst im Knast, weil das Kind verhungert wäre... Das macht mich wütend. Auch dass ich so massiv über meine Grenzen gehen muss, weil ich zum Großteil allein mit dem Kind bin. Es scheiß egal ist, ob ich mal krank bin oder mies gelaunt oder was auch immer. Ich muss mich kümmern.

Seit einigen Monaten (mein Kind ist nun gut 2 Jahre alt) begreift er was ein „Papa“ ist. Und wenn andere Kinder ihre Väter so nennen, schnappt er es auf und nennt sie auch „Papa“. Das hat mich, als ich es die ersten Male gehört hab, traurig gemacht. Es ist absehbar, dass er bald fragen wird warum alle einen Papa haben und er nicht. Etwas wovon ich Angst habe, weil ich dann mit ihm thematisieren muss warum sein Papa sich nicht kümmert. Ich finde das schwer, ohne dass ich den Vater als unfähig hinstelle (was er dennoch ist, aber ich habe mir vorgenommen, das gegenüber dem Kind nicht zu sagen) und ohne dass mein Kind es auf sich bezieht, dass der Vater nicht da ist. Diese Problematik habe ich mit den Pat*innen besprochen und wir haben einen sehr schönen Umgang gefunden, der mir viel Zukunftsangst nimmt. Zwar können wir drei an dem Zustand, dass der sog. leibliche Vater sich nicht kümmert, nichts ändern, aber wir können dem Kind erklären, was einen Papa ausmacht. Nämlich, dass er sich um das Kind kümmert, ihn durchs Leben begleitet und liebt. All das was die beiden Paten tun. Also werden wir, wenn mein Kind nach seinem Papa fragt ihm sagen, dass er zwei Papas hat. Einen der ihn mit mir kreierte hat und einen A.-Papa. Und Momo klingt ja eh fast wie Mama. Mit dem Hintergrund, dass es eine Person gibt, die sich wie ein Papa benimmt (immerhin sehen sie sich beinahe jedes zweite Wochenende), fällt es mir auch leichter ihm so wertfrei wie möglich von dem anderen Papa zu erzählen.

Dafür, dass ich zusammen mit den Pat*innen unkonventionelle Lösungen finden kann, die den Fokus auf das Wohl des Kindes legen, bin ich unendlich dankbar. Und so kann auch mein Kind einen Papa haben. Und das unabhängig davon, ob ich mit dem Papa in einer Partnerschaft bin oder er irgendeine Rolle in der Zeugung spielt.

So hat mein Kind eine Mama, einen Papa und eine Momo!

*Autor*in:*

*Viola * queerfeministisch * neben allen kapitalistischen Zwängen anarchistisch im Kopf * alleinerziehend mit ganz grandiosem Wirbelwind * findet so ziemlich alles wichtiger als*

*Deutschland * schon mehr als 30 Jahre alt * mag koffeinfreien Kaffee mit Sojamilch * ist müde und öfter mal ratlos **

Warum noch eine Mutter für meine Kinder eine große Bereicherung ist...

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/07/29/warum-noch-eine-mutter-fuer-meine-kinder-eine-grosse-bereicherung-ist/>

29. Juli 2018

von Ana

Ich lebe in einer Wohngemeinschaft. Keiner Zweck-WG. Eher einer Care Community. Wir sind drei Erwachsene und zwei kleine Kinder. Immer wieder lebt auch ein Jugendlicher mit bei uns.

Die Zwillinge Nuri und Jona sind 15 Monate alt und die leiblichen Kinder von Toni und mir. Ben ist 14 Jahre alt, ist Tonis leiblicher Sohn und lebt zumeist bei seiner leiblichen Mutter. An den Wochenenden, alle zwei Wochen und in den Ferien bereichert er unser Zusammenleben. Und zu unserer Familie gehört auch Juli. Wir drei sind um die Dreißig und an verschiedenen Stellen im Studium-Lohnarbeits-Leben angekommen.

Wir sind ganz bewusst vor einem halben Jahr zu dritt mit den Zwillingen nach Leipzig gezogen. Wir wollen zusammen leben und uns zusammen um die Kinder und den Haushalt kümmern. Vor zwei Monaten endete Tonis Elternzeit. Er hat (und musste) sich wieder voll ins Lohnarbeiten stürzen. (Schade, dass es nicht einmal bei Zwillingen mehr Elterngeldmonate gibt.) Ich studiere im Prinzip noch. Also zumindest dann, wenn ich Zeit zum Schreiben meiner ausstehenden Hausarbeiten finden würde. Juli hat ihr Lehramtsstudium beendet und beginnt gerade ihr Referendariat. Leider hat sie einen Ref-Platz in Dresden bekommen. Naja, geht immer noch, ist zumindest erpendelbar. Gut, dass schon um 5 Uhr ein Zug fährt.

Aber warum gab's keinen in Leipzig? Naja, als ‚kinderlose‘ und auch ansonsten ‚ungebundene‘ Frau könne sie ja einfach nach Dresden umziehen. Kein Problem. Von Amts Wegen ist Julis Anteil am Leben von Nuri und Jona nämlich unsichtbar und nicht wichtig. Sie konnte nicht, wie andere, die leibliche Kinder betreuen, um eine Bevorzugung bitten.

Für Gespräche bei Ärzten, Aufsichtspflicht und Kita-Abholung kann man als leibliche Eltern eine Vollmacht schreiben. Aber ich hätte so gern einen Zettel auf dem wir drei schreiben, dass wir gemeinsam Eltern von Nuri und Jona sind. Und es wäre so wunderbar, wenn dies bei Behörden bzw. vor dem Gesetz auch was zählte. Ich finde es einfach falsch, dass der Staat vorsieht: es sollen nur zwei Menschen pro Kind erziehungsberechtigt und dahingehend berücksichtigungswürdig sein. (1)

Und dieses Problem trifft nicht nur uns, sondern auch viele andere Familien.

Es betrifft viele Patchwork- und Stieffamilien. Regenbogenfamilien genauso wie Ein-Eltern-Familien oder Kinder aus polyamoren Beziehungen. Aber auch Familien, in denen ein leiblicher Elternteil psychisch oder chronisch krank ist oder eine Beeinträchtigung hat. Ich frage mich, wieviele Familien dies nun nicht betrifft? In so gut wie all diesen Konstellationen fühlt sich mindestens ein biologischer Elternteil verantwortlich für die betreffenden Kinder. Und genauso oft sind andere Erwachsene wichtige, liebevolle und verantwortliche, elternmäßige Bezugspersonen für diese Kinder. Verantwortung und Verlässlichkeit sind wichtig im Dasein für Kinder, jedoch hängen diese keineswegs an der genetischen Verwandtschaft. Dafür gibt es viel zu viele Eltern, die ihren Kindern als Hauptbezugspersonen (oft) nicht gut tun. (Und damit meine ich nicht nur Familien in denen das Jugendamt mitmischt.) Und es gibt viel zu viele Adoptivmütter und -väter oder auch Stiefeltern, welche wunderbare elternmäßige Bezugspersonen für Kinder sind.

Die Kleinfamilien-Falle gibt es auch zu Dritt

Ich erlebe gerade wie die Kleinfamilien-Falle zuschnappen kann. Toni lohnarbeitet, damit wir was

Essen können, mein Bafög geht im Wesentlichen für Miete drauf und Juli versucht in der Referendariatsmühle nicht zerrieben zu werden. Und wer rockt die Kids, die erst in 3 Monaten einen Betreuungsplatz haben? Ich. Hmm. Schön und nicht schön. Nuri und Jona sind wunderbare Menschen. Ihnen beim Wachsen und Gedeihen zuzusehen und mitzuerleben wie sie sich entwickeln, was sie mögen und können ist wirklich ein Geschenk. Aber ich bin noch mehr als die Mutter dieser Menschen. Meine Seele braucht mehr als das Lachen dieser Kinder.

Ich habe auch Zeit ohne die Kinder. Toni oder Juli betreuen die beiden ja auch oder eine Freundin geht mal mit den beiden auf den Spielplatz. Aber es ist faktisch so, dass es immer cooler ist, mit den beiden nicht alleine zu sein. Und will ich auch noch Zeit mit Toni oder Juli verbringen, dann heißt das auch, dass ich mich nicht immer wenn eine*r von ihnen Zeit hat aus dem Staub machen kann und will. Und gleichzeitig dürste ich nach Zeiten ohne diese Kinder. Und was passiert, wenn ich die habe? Ich brauche sie zum Schlafen oder zum Hausarbeitenschreiben. Und wann geh ich mal klettern (was mein Rücken dringend bräuchte) oder treff mich mal mit meinem Bruder auf ein Bier oder ruh mich aus? Auch drei Erwachsene sind offensichtlich zu wenig für die Betreuung zweier Einjähriger und das nötige Lohnarbeiten.

Immerhin ist es dank der Dreier-Konstellation möglich mal einen Abend mit Toni alleine nen Wein trinken zu gehen oder mit Juli im Biergarten zu sitzen. Ich kenne sehr viele Paare, die jahrelang nichts zu zweit ohne die Kinder gemacht haben. Und wie oft schon ist das Paarsein zugunsten von Elternsein in den Hintergrund getreten oder für immer verschwunden, was großes Konfliktpotential bietet. Aber Kleinfamilien haben natürlich auch Vorteile: nur zwei erwachsene Menschen müssen Absprachen treffen, sich austauschen etc. Das Chaos in der Wohnung ist zu hundert Prozent selbst verursacht und auch Wäsche und Müll halten sich im einschätzbaren Rahmen. Im Vergleich zur Großfamilie oder Beutefamilie (2) kann besser ohne Einmischung von außen agiert werden. Doch diese Unabhängigkeit hat einen hohen Preis. Für mich einen zu hohen.

Wieviele Bezugspersonen brauchen Kinder?

Ich hab keine gute Idee, ob drei, vier, fünf oder mehr Bezugspersonen für Kinder cool sind. Was ich jedoch immer wieder beeindruckend finde, ist, dass Kinder, denen nicht beigebracht wird zu wem sie Mama sagen sollen, dies zu vielen, verschiedenen Menschen sagen. Ich glaube, das liegt daran, dass es sich dabei um einen Rollenbegriff handelt. Es ist der Name für Menschen, die in bestimmter Art und Weise für die Kinder da sind. Verlässlich, liebevoll und dauerhaft. Dies muss nicht nur eine Person sein und es müssen auch nicht nur Frauen* sein. (3) Mutter sein wäre demnach ein Begriff, der unabhängig von Geschlecht und genetischer Verwandtschaft gedacht würde.

Ausblick

Der Preis in Kleinfamilienstrukturen ist einfach zu hoch und ich glaube auch nicht, dass die Exklusivität meiner Mutterrolle irgendwie von Bedeutung ist. Jedenfalls nicht für Nuri und Jona. (Für mich vielleicht doch irgendwann.) Ich glaube, ob ich eine gute Mutter für die beiden bin misst sich nicht daran ob sie mein „eigen Fleisch und Blut“ sind, ich ihre einzige Mutter bin oder sie Mama zu mir sagen. Meine Beziehung zu ihnen hängt davon ab, ob ich sie ernst nehmen kann, in dem was sie brauchen und verlässlich für sie da bin oder nicht. Ob ich sie trösten kann, wenn sie hinfallen oder Zahnschmerzen haben, ob ich zwischen ihnen vermitteln kann, wenn beide den gleichen Bauklotz wollen und ob ich ihnen Räume eröffnen kann, für das was sie gerade tagtäglich entdecken.

Und all das kann ich, aber ich kann es vor allem dann gut und liebevoll, wenn ich zwischendurch auch mal was anderes machen kann. Das klingt trivial, aber es ist in der Umsetzung durchaus

schwierig.

Kinder brauchen verlässliche Care-Netzwerke und es ist vollkommen egal, aus welchen Personen, ob aus Omas oder Freundinnen, Onkel oder Mitbewohnern, diese bestehen. Der Knackpunkt ist, dass der Mythos der Kleinfamilie uns so tief in den Knochen sitzt, dass es uns schwerfällt anderes zu denken, uns anderes vorzustellen.

Ich will mir gern die Verantwortung gegenüber Kindern teilen. Nun, in der Falle-Erfahrung, sogar noch mehr als zuvor. Ich glaube, dass es für viele Menschen eine Erleichterung wäre und dafür sorgen würde, Kindern liebevoller begegnen zu können. Ich glaube, dass es für viele Paare die Rettung wäre, wenn sie nicht kompliziert die Kinder zur Oma verschiffen müssten um mal ein Wochenende für sich zu haben. Und ich glaube, dass Anca Gheaus recht hat, wenn sie darauf verweist, dass es Kinder vor ungesunden Abhängigkeiten schützen könnte. (4)

Mehr Eltern für alle!!!

Für mich heißt das sehr konkret, dass ich bei allen Überlegungen zu weiteren Kindern (auf die ich wirklich sehr große Lust hätte) mich zusammensetzen will mit anderen Menschen und dann von ‚wer bekommt die eigentlich‘ bis ‚wer will und kann wieviel Verantwortung übernehmen und für was genau‘ auf den Tisch gehört... leider wird dabei auch die Frage sein, wer die beiden Menschen sein wollen, die vor dem Gesetz erziehungsberechtigt sein können.

Und vielleicht auch wann wir angehen, dass sich das ändern muss!

Autor*in:

Ana

(1) Im kanadischen Bundesstaat British Columbia ist es seit 2014 unter bestimmten Umständen möglich bis zu vier Elternteile offiziell eintragen zu lassen. Vgl. <http://www.abstammungsrecht.de/ein-kind-bis-zu-vier-elternteile-das-neue-abstammungsrecht-british-columbias-in-der-praktischen-anwendung/>

In den Niederlanden empfahl eine Kommission 2016 die Änderung des Familienrechts dahingehend, dass bis zu vier Eltern für Kinder eingetragen werden können. Vgl. https://www.queer.de/detail.php?article_id=27763

(2) Mit Beutefamilie meine ich Menschen die ich zu meiner Familie zähle ohne mit ihnen verwandt oder verrschwägert zu sein. Das sind Menschen die ich „erbeutet“ habe. Da dieser Begriff aber so machtvoll und so wenig auf Augenhöhe klingt, versuche ich gerade mir Meutefamilie anzugewöhnen.

Ich kenne viele Menschen die große Schwierigkeiten haben mit den Kleinfamilien aus denen sie kommen, deshalb möchte ich alle (auch die die cool sind mit ihren Eltern, Großeltern, Geschwistern etc.) ermutigen auch an die Möglichkeit und die Bereicherung durch Meutefamilie zu denken. Es gibt in meiner Meutefamilie vor allem unglaublich tolle Meutegeschwister und Meutegroßeltern.

(3) Den Gedanken habe ich bei Jochen König das erste Mal wahrgenommen, dessen Tochter Fritz (phasenweise) zu ihm Mama sagt. Vgl. auch <http://www.jochenkoenig.net>

(4) Vgl. Artikel in der an.schläge: <http://www.anschlaege.at/feminismus/2018/05/darfs-ein-bisschen-mehr-sein/>

Babyfon an Theorie: „Hier soweit alles in Ordnung!“

<https://linkslebenmitkindern.org/2018/05/22/babyfon-an-theorie-hier-soweit-alles-in-ordnung/>

22. Mai 2018

von Sandra und Lucas

Als wir in der WG verkündet haben, dass wir ein Baby erwarten, konnten wir das im Bewusstsein machen, dass es in dieser WG – vor nicht allzu langer Zeit – schon einmal ein Baby gab. Als die kleine Familie damals entschied wegzugehen, empfanden das alle Mitbewohner_innen, die damals in unserer WG gelebt haben, als Verlust. Wir konnten daher mit Zuversicht die neue Nachricht verlauten lassen. Die Reaktion war dann auch erwartungsgemäß: Es wurden keine kritischen Stimmen und keine Bedenken geäußert. Ganz im Gegenteil: die Freude war groß und die Fürsprachen warmherzig.

Unsere WG

Wir wohnen in einem Haus, das bis auf vier Mieteinheiten nur aus WGs besteht. Es gibt zwar Hausplenen, einen Projektraum mit Tresen und einen Hausmailverteiler, aber jede WG ist unabhängig organisiert und bestimmt ihre Strukturen und Regeln selbst. Unsere WG besteht aus Menschen mit einer Altersspanne von Mitte 20 bis Mitte 40. Es gibt fast nur Cis-Männer und Cis-Frauen, derzeit mehr Männer als Frauen. Die Herkunft unserer Mitbewohner_innen ist gemischt (derzeit Griechenland, Deutschland, Syrien, Österreich). Wir sind keine WG, die explizit politische Aktivität der Mitbewohner_innen verlangt. Im Vordergrund steht eher, dass die Mitbewohner_innen Lust darauf haben, miteinander zu wohnen und die gemeinsame Struktur mittragen wollen.

Bei uns findet einmal die Woche ein gemeinsames Putzen statt. Wer nicht putzen mag, der kann kochen. Danach sitzen wir zusammen, essen und plenieren, d.h. wir sprechen über die Belange der WG. Dieses gemeinsame Putzen/Kochen/Plenum ist ein Termin, an dem sich grundsätzlich jede_r Zeit nimmt, außer wenn etwas dazwischen kommt (außerplanmäßige Arbeit oder andere besondere Ereignisse). Wichtig ist dabei auch, dass wir uns alle mal gemeinsam sehen und reden. Darüber hinaus haben wir eine gemeinsame Haushaltskasse. Die Gesamtsumme wird dann auf alle verteilt, je nachdem wie viele Tage die Person anwesend war. Bei uns isst jede_r wie er_sie möchte, d.h. wir sind kein rein veganer oder vegetarischer Haushalt. Wir bekommen Obst-, Eier- und Brotlieferungen (alles regional) und wir versuchen ökologische Reinigungsprodukte zu verwenden. Wir haben sehr unterschiedliche Hintergründe und Weltanschauungen: Es gibt esoterisch angehauchte Menschen, politisch Aktive und Interessierte und auch solche, die sich mit Politik nicht beschäftigen möchten. Wir sind auch bezogen auf unsere Tätigkeiten bunt zusammengewürfelt: Wir haben Handwerker_innen, Künstler_innen, Personen mit, in und ohne akademischem Studium. Wir würden das ‚Gemeinsame‘ bei uns folgendermaßen beschreiben: Wir lassen uns so gelten wie wir sind: Leben und Leben lassen mit einem vom Grund auf sehr wohlwollenden Interesse für einander. Kleine und große Probleme des Lebens werden untereinander oder als Gruppe gern besprochen. Unser Eindruck ist, dass es sehr viel Hilfsbereitschaft gibt. Probleme in der WG tauchen meist dann auf, wenn es zu viele Gäste oder ‚Neue‘ auf einmal gibt, wenn wirkliche oder vermutete Überregulierung im Raum steht oder wenn Personen etwas zu dominant werden.

Wir beide haben intensiv darüber diskutiert, warum das Zusammenleben in der WG nicht nur in der jetzigen Situation, sondern relativ beständig, so gut funktioniert. Dafür gibt es natürlich keine einfachen Erklärungen. Wir denken, dass die Mischung unserer sehr verschiedenen Mitbewohner_innen ein undogmatisches Zusammenleben bedingt. Obwohl wir, ohne das zu einer expliziten Regel in einer ‚Hausordnung‘ oder ähnlichem zu machen, natürlich mit keinen

sexistischen, rassistischen oder anderweitig diskriminierenden Personen wohnen und wohnen wollen, liegt das verbindende Element doch eher auf einer emotional-intuitiven, freundschaftlich-familiären Ebene. Das zu schreiben ist für uns zwei als stark politische, eher rationale Personen zwar irgendwie auch seltsam, aber für uns nicht wirklich anders zu erklären. Dadurch, dass wir uns in der WG wöchentlich treffen und sprechen, liegen die Gesprächsanlässe nicht in Konflikten, sondern in Gewohnheit und durchaus auch mal in Freude. Für ein Zusammenleben mit Kind sind das in unserem Fall und in einer WG dieser Größe ganz gute Voraussetzungen, um durch eine Praxis wohlwollender Toleranz, zumindest im Rahmen des Möglichen, ein gutes gemeinsames Leben zu leben.

...und als das Baby kam

Da eine Person von uns zu diesem Zeitpunkt noch nicht fest in der WG gelebt hat, sondern wir immer von einer WG in die andere gependelt sind, war unsere Ankündigung gleichzeitig mit der Frage verbunden, ob wir eines der größeren Zimmer beziehen könnten. Durch eine Reihe von glücklichen Umständen ergab es sich dann, dass das geklappt hat. Seit unser Baby etwa vier Monate alt ist, haben wir auch ein weiteres kleines Zimmer, das zwar mal ein Kinderzimmer werden soll, zur Zeit aber noch Arbeitszimmer ist. Das hilft uns im Augenblick sehr, da wir beide zumindest auch viel von zu Hause aus am Schreibtisch arbeiten und die Überschneidung von Privatraum und Arbeitsplatz, die wir die ersten Monate hatten, auf Dauer keine gute Lösung gewesen wäre. Ein weiterer Vorteil (und Nachteil) ist, dass die Wege kürzer werden, wir also einfach und günstig in der WG zu Mittag essen können. Dafür verengt sich der genutzte Bewegungsspielraum im Alltag.

Wir waren direkt nach der Geburt sehr glücklich, in der WG leben zu können. Als wir aus dem Krankenhaus zurück kamen, haben alle Mitbewohner_innen die darauffolgenden Tage genutzt, um mal kurz ihre Nasen ins Zimmer zu stecken und sich das kleine Menschlein mal anzusehen. Die Mitbewohner_innen haben uns im Wochenbett oft gefragt, ob wir etwas brauchen und uns aufgefordert das einfach zu sagen. Wir mussten uns daher in den ersten Monaten weniger um Kochen, Einkaufen und Putzen kümmern und konnten uns kennenlernen und an einander gewöhnen. Die Person, deren Zimmer direkt an unseres anschließt, hatte zum Glück keine Probleme, mit Gehörschutzstöpseln zu schlafen. Die waren aber sehr hilfreich, da das Baby (wie wohl sehr oft) vor allem in den ersten drei Monaten viel geweint und mit der Verdauung gekämpft hat. In der Zeit war deutlich spürbar, dass die Hemmschwelle für andere, ein (potenziell) schreiendes Kind auf den Arm zu nehmen hoch liegt. In der Zeit waren wir praktisch die einzigen Bezugspersonen. In den ersten drei Monaten waren wir selbst sehr mit der neuen Aufgabe beschäftigt und mussten uns an den neuen Menschen und die neue Situation gewöhnen. Das war eher eine zurückgezogene Phase in der WG und das war auch ganz ok so.

Später sind wir am WG-Abend dazu übergegangen, dass eine Person auch auf das Baby aufpassen kann, statt zu kochen oder zu putzen, was regelmäßig passiert. Auch sonst im Alltag ist das Kind oft für kürzere Zeit mit verschiedenen Mitbewohner_innen. Wir stellen da bislang keine Ungleichverteilung fest, dass also z.B. Mitbewohner weniger interessiert oder involviert wären als Mitbewohnerinnen. Das ist für uns eine positive Bemerkung wert.

So ist der kleine Mensch schon mit vielen verschiedenen Menschen vertraut und daran gewöhnt, in vielen Armen zu liegen. Für unsere Mitbewohner_innen ist dabei klar, dass sie das Kind bzw. die ‚Verantwortung‘ jederzeit an uns zurückgeben können, wenn sie keine Zeit oder Lust mehr haben mit ihm zu sein. Wir finden es gut, wenn verschiedene Personen unterschiedlich mit dem Kind umgehen: Sprechen in verschiedenen Sprachen, vorsichtiger oder ‚wilder‘, mehr oder weniger Körperkontakt, auch mal Füttern oder Wickeln oder nicht usw. Bisher hatten wir nicht das Bedürfnis, so etwas wie ‚Regeln‘ oder ‚Vorgaben‘ zu formulieren, weil dem Baby oder uns etwas

nicht gepasst hätte. Nur manchmal bitten wir um etwas mehr Ruhe, wenn das Kind schläft und spätabends z.B. ein Film laut geguckt wird.

Unser Alltag

Der Alltag hat folgende Rahmenbedingungen: Wir haben entschieden, dass unser Baby nicht gestillt wird. Wir wollten, dass es zu uns beiden von Anfang an ein gleichberechtigtes Näheverhältnis hat. Darüber hinaus wollten wir auch beide gleichermaßen so viel engagiert/arbeitend bleiben wie es nur möglich ist. Keine_r von uns sollte komplett aus allem herausfallen, was er/sie sich aufgebaut hat bzw. was ihm/ihr wichtig ist. Unser Eindruck ist, dass uns das bisher sehr gut gelungen ist – sowohl mit dem Nicht-Herausfallen, als auch mit der Aufteilung. Wir haben normalerweise beide Halbtagsjobs, Honorartätigkeiten und diverse politische und andere Aktivitäten. Letztere sind für uns genauso wichtig wie die Brotjobs. Der Papa unseres Babys arbeitet mit sehr freier Zeiteinteilung überwiegend von zu Hause aus und finanziert sich seine Elternzeit sozusagen selbst. Die Mama hat Elternzeit genommen.

Wir teilen den Tag meistens auf. Eine_r arbeitet vormittags, eine_r nachmittags, d.h. die andere Hälfte des Tages haben wir dann jeweils das Baby. Einmal in der Woche bezahlen wir eine Mitbewohnerin dafür, dass sie auf unser Baby aufpasst – manchmal macht das auch eine andere Person in der WG. Das haben wir so organisiert, weil wir da eine gemeinsame Aktivität haben, die wir auf jeden Fall beibehalten wollten. Weil der Termin so regelmäßig und für eine längere Zeit, nämlich einen ganzen Abend, ist, war es uns wichtig, dass wir das bezahlen. Für kurze Zeiten, spontan und zwischendurch (wenn z.B. das Baby schläft und wir gemeinsam joggen oder zum Haustresen gehen wollen), bezahlen wir nicht. Dann steht das Babyfon im Zimmer desjenigen_derjenigen, der_die sich bereit erklärt hat.

Genauso wie der Tag sind auch die Nächte aufgeteilt. Wir wechseln uns damit ab. Am Anfang war die Nacht mindestens zwei Mal unterbrochen. Nun geht es häufig nur noch um den frühen Morgen. Durch die Aufteilung sind wir bislang nicht darauf angewiesen, das Baby mit zu Veranstaltungen, Treffen etc. zu nehmen und auf die Akzeptanz anderer Beteiligter zu zählen. Damit haben wir also keine Erfahrungen, hoffen aber natürlich auf ausschließlich wohlwollende Situationen.

Wir haben den Eindruck, dass wir unseren Alltag auf diese Weise bis jetzt ganz gut organisieren konnten; vor allem mithilfe der WG und der Großeltern unseres Babys, von denen ein Teil bei uns in der Nähe wohnt und sich derzeit nahezu darum reißt, die Betreuung auch mal über Nacht zu übernehmen. Nichtsdestotrotz kam in der letzten Zeit das Gefühl auf, in der ganzen Planung und Abwechslung etwas zu sehr ‚eingebaut‘ zu sein. Da bleiben dann immer nur soundso viele Stunden zum Arbeiten, zum Zeitverbringen mit dem Baby, für uns als Paar, fürs Freundetreffen usw. Alles erscheint abgemessen und limitiert und fühlt sich auch starr an und macht uns in gewisser Weise bewegungsunfähiger als wir vorher waren. Uns ist bewusst, dass es schon gut ist, dass wir überhaupt für alles noch irgendwie Platz finden, aber das IndenTagreinLeben und SeelebaumelnLassen vermissen wir noch mehr als auch schon vor dem Elternsein. Die neuen Grenzen, die sich für uns auftun, werden jedoch eher für uns selbst zum Problem, als für Beteiligte in verschiedenen Gruppenzusammenhängen, am Arbeitsplatz, aber auch für Freund_innen. Dafür, dass wir dort bzw. für sie weniger verfügbar, flexibel und präsent sind, konnten wir bislang ausnahmslos auf Verständnis zählen.

Eine wichtige Perspektive ist nun die Kita. Ab August hat unser Baby einen Kitaplatz. Die Organisation des Kitaplatzes war zuerst verblüffend, weil wir damit gerechnet haben, dass das ein unglaublicher Horror werden würden (es heißt, in unserer Stadt können wohl hunderte und mehr Stellen für Erzieher_innen nicht besetzt werden). Allerdings hatten wir großes Glück, denn in unserer Nähe verfügt eine Kita über eine Infrastruktur, die ihr erlaubt zwei Gruppen mit Kindern

unter einem Jahr zu führen. Gleichzeitig vermuten wir, dass es nicht so viele Eltern gibt, die ihre Kinder mit acht Monaten in die Kita geben. So bekamen wir relativ schnell eine Zusage. Dann ergaben sich Probleme, die uns einige Geduld abverlangt haben: Zwei Erzieher_innen der Einrichtung haben gekündigt, weil sie sich beruflich verändern wollten (vermutlich, weil die Bezahlung alles andere als angemessen ist) und eine Erzieherin ging in Mutterschutz. Mit diesem Stand hatte die Kita mit einem Schlag Probleme, den Betreuungsschlüssel aufrecht zu halten. Da es aber auch zu wenig Erzieher_innen überhaupt gibt und daher Neubesetzungen (gleichfalls wegen des niedrigen Lohnes) mehr als schwierig sind, gab es erst mal einen Aufnahmestopp. Es folgten mehrere unangenehme Wochen, in denen wir nicht wussten, ob das uns bzw. unser Kind auch betreffen würde. Schließlich gab es dann doch noch die erneute und für uns wichtige Zusage.

Nun gilt es die Regeln der Kita mit zu leben. Kurz in der WG nachgefragt, haben sich auch einige bereit erklärt, unser Kind im Notfall sofort abzuholen, falls es krank ist und wir aus irgendwelchen Gründen verhindert sind. Wir hätten uns jedenfalls vorher nicht träumen lassen, vor welche Schwierigkeiten uns ein geplatzter Kita-Platz gestellt hätte. Da hätten sich ganz elementare Fragen gestellt: Wer kann sich wann um das Kind kümmern? Und daran geknüpft: Wer nimmt sich wann Urlaub? Wann endet die Elternzeit und wann beginnen entsprechend die Vorbereitungen für die Arbeit? Schließlich stellte sich auch ganz platt die Frage, wie wir unseren Lebensunterhalt bestreiten können.

Das Elterngeld für eine Halbtagsstelle ist, abhängig von den Fixkosten durch die Miete u.ä., alles andere als reichlich und kann z.B. dann knapp werden, wenn drei Personen davon leben müssten. Durch teils privilegierte *und* teils bescheidene Lebensumstände blieben wir bis dato davor verschont, uns aus finanziellen Gründen an einzelnen Stellen oder insgesamt gegen unser Idealmodell entscheiden zu müssen.

Mit der Kita wird nun wieder ein anderer Alltag bei uns einziehen. Die Elternzeit ist dann vorbei, eine Selbständigkeit wird folgen: neue Pläne, neuer Rhythmus und unser Baby wird größer und erkundet mehr und mehr die Welt.

Wir fragen uns...

- Wie wird es unserem Kind in der WG in den nächsten Jahren ergehen?
- Wie wird es mit dem Aus- und Einzug von Mitbewohner_innen umgehen? Wie wird es zurecht kommen mit aufgebauten Bindungen, die dann wieder verloren gehen?
- Wie sieht es mit Erziehungsarbeit aus? Welchen Einfluss haben die Mitbewohner_innen da? Und wie finden wir das dann?
- Bleibt es bei der Hilfsbereitschaft?
- Wird es Überforderungsmomente in der WG geben?
- Entscheiden wir uns für ein zweites Kind? Oder wird es andere Kinder in der WG geben? Wären das Quasi-Geschwister?
- Werden wir überhaupt weiterhin in dieser Wohnung wohnen können oder wird uns eine der nächsten Gentrifizierungswellen erfassen?

Fragen über Fragen – die Zukunft ist in viele Richtungen offen!

*Autor*in:*

Wir sind ein heterosexuelles Paar mit einem Baby, das Ende November 2016 geboren wurde. Wir wohnen derzeit in einer 11er WG. Dieser Text entsteht im Juni 2017. Unser Kind ist jetzt fast sieben Monate alt. Unsere Beobachtungen, Einschätzungen und Reflexionen sind und können nur eine erste Zwischenbilanz sein.

Im Rahmen eines Workshops mit Menschen, die sich für das Thema interessieren, sind Fragen aufgekommen, die die beiden hier beantworten:

Was ist eure Utopie über Elternsein? Wenn es mit den anderen so gut passt, warum Kleinfamilie, nicht mehr Verbindlichkeit der anderen? Welche Rollen und Verhalten wünschen ihr euch von den Mitbewohnern?

Utopie: Mittelweg zwischen für das Kind (die Kinder) da sein und trotzdem keine Exklusivbeziehung als Eltern führen

Kleinfamilie: Unser Kind (inzwischen nicht mehr Baby) war schon früh bei verschiedenen Leuten, bei Großeltern, hat sehr früh bei ihnen geschlafen, war auch mal mehrere Tage dort; wir arbeiten viel und wollen die Zeit dann auch mit ihm. Mehr Verbindlichkeit der anderen war nie wirklich unsere Vorstellung und, selbst wenn, wäre das nicht leicht umzusetzen. Fluktuation in der WG, Arbeit und Ausbildungen der Mitbewohner, sich ändernde Stundenpläne. Das wäre zu aufwändig und ist auch einfach nicht unser ‚politischer Schwerpunkt‘ – vielleicht lässt sich das so sagen?

Trotzdem, auch wenn wir zwei die primären Bezugspersonen sind: Schon alleine mit den Großeltern und den Mitbewohnern als Konstanten im Leben des Kindes, weicht das Modell wohl doch von der klassischen Kleinfamilie ab. Gerade auch mit Blick auf verschiedene Anteile der Reproduktions-/Hausarbeit ist es bei uns in der WG ja ein arbeitsteiliger Zusammenhang, der in der Kleinfamilie als Wohneinheit ganz anders aussehen würde und organisiert werden müsste.

Wünsche an die Mitbewohner: Zum Zeitpunkt des Textschreibens waren wir in der Hinsicht wohl wirklich wunschlos glücklich. Inzwischen, mit höherem Alter und mehr kommunikativer Auseinandersetzung über Grenzen, Dos und Don'ts stellt sich z.B. öfter mal die Frage, wann und inwiefern Mitbewohner auch mit-erziehen müssen, damit Grenzen konsequent gezogen werden können. Aber das steht auf einem anderen Blatt als der Stand des Textes.

Können alle Mitbewohner gleichermaßen auf das Baby aufpassen?

Ja, im Grunde schon. Bei verschiedenen Erfahrungsständen fühlen sich die Leute ein wenig mehr oder weniger sicher damit, aber alle können das, wenn sie es wollen.